

Interview: Wissenschaftsminister Johannes Hahn zur aktuellen Forschungspolitik

economy

Unabhängiges Themenmagazin für Wirtschaft und Bildung

21. 8. 2009 | € 2,50
N° 75 | 4. Jahrgang

Gonzagagasse 12/12, 1010 Wien
Aboservice: abo@economy.at
GZ 05Z036468 W
P.b.b. Verlagspostamt 1010 Wien

60
Seiten

Neue Ziele gesucht

Ohnehin schmale Forschungsbudgets werden durch die Wirtschaftskrise zusätzlich belastet. Nach der Finanzdebatte müssen Inhalte folgen.

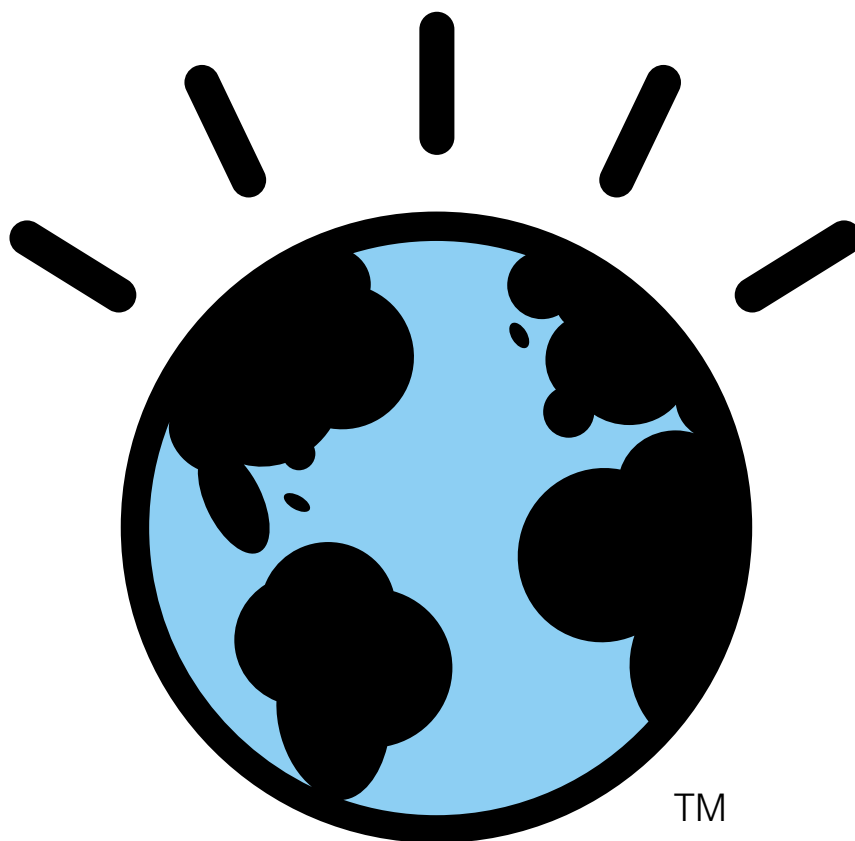
Technologie: Pauschalreisen – Reisebuchungsplattformen befinden sich im Umbruch Seite 18

Wirtschaft: Food Inc. – Ein Film über das Essen rüttelt Konsumenten und Wirtschaft auf Seite 22

Dossier: Freizeit – Die Menschheit auf der Suche nach neuen Herausforderungen ab Seite 33

Leben: Reiseverhalten – Die Welt zwischen Billigreisen und der gehobenen Exotik Seite 41





Eine smartere Welt bedeutet bessere Aussichten für die Zukunft.

IBM Lotus After Business Event Working Smarter Together

Wir optimieren Arbeit – zu Ihrem Vergnügen. Erleben Sie blogging, working, showing und networking.

Besuchen Sie die **IBM Lotus After Business** Veranstaltung am Donnerstag, den 10. September 2009, um 16:30 Uhr im Palais Niederösterreich, Herrngasse 13, 1010 Wien.

Informieren Sie sich über die einfachen, modernen und umfassenden Kollaborationslösungen am Markt.

Zur Anmeldung:
ibm.com/at/events

Quickonomy

Das Scheitern vor Augen4
Die Währungsunion der EU steht vor der schwersten Prüfung ihrer Geschichte.

Von jugendlichem Orientierungs(un)sinn5
Rechtsextremismus wird wieder salonfähig, bei Jugendlichen sinkt die Hemmschwelle.

Hörsaal statt Vorstrafe6-7
65 wegen nationalsozialistischer Wiederbetätigung angezeigte Jugendliche besuchten ein Diversionsprojekt.



Vertrauensbildung für Fortgeschrittene8
Über transparente Geschäftsführung wollen Politiker das Vertrauen der Bürger zurückholen.

Cern und Österreich nach dem Fast-Knall12
Das Kernforschungszentrum Cern kostet Österreich 16 Mio. Euro jährlich und schickt wenig Geld zurück.



Weiß nicht mehr, was ich vergessen hab'16
Mit Sport und gesunder Ernährung lässt sich Demenz vielleicht im Zaum halten.

Überlebenskampf im Hochlohnland19
Infineon-Chefin Monika Kircher-Kohl über Zukunftstechnologien, die Österreich nach vorne bringen sollen.

Vor der Reise schnell ein Online-Trip20
Mit etwas Recherche auf Reiseportalen lässt sich Geld sparen – nicht unbedingt zum Schaden der Reisebüros.

„Obama hat den richtigen Ton getroffen“23
Der Experte für transatlantische Beziehungen Haltzel über die Chemie zwischen Europa und den USA.

Wie Wien in Zukunft umflogen wird27
Der Flughafen Wien hängt am Tropf der Austrian Airlines. Luftfahrtexperten zweifeln an der Erweiterung.

Singles auf Bergen33-34
Vor einem Jahr wurde die Plattform „Single-Wandern“ ins Leben gerufen.

Der Weltenbürger mit seinem Notizbuch37
Der einzigartige polnische Reisejournalist Ryszard Kapuscinski im Porträt.

Mercedes-Stern und Giebelkreuz39
Tourismus im westlichen Stil ist in Albanien noch Neuland. Eine Aufbruchsstimmung ist jedoch bemerkbar.



Reiseführer Tripwolf jagt das Papier42
Social Networking für Reisende: 1,2 Mio. Nutzer konnte das Reiseportal bis jetzt für sich gewinnen.

Radeln um jeden Euro45
„Biking 4 Butterfly Children“ konnte bis heute 60.000 Euro für einen guten Zweck erstrampeln.

Kommentare

Keine Lausbubenstreiche48
Anna Weidenholzer über die Tatsache, dass Rechts-Extremismus nicht verharmlost werden darf.

Darwin darf jetzt wieder48
Alexandra Riegler erläutert, warum Wissenschaft gegenüber dem Alten Testament wieder Vorrang hat.

Sag dem Datenschutz ade48
Warum Europa sich von den USA auspressen lässt, erklärt Arno Maierbrugger.

Multikulturelle Innovationspolitik49
Peter A. Bruck über Weltsichten in der Forschung und deren Zielerreichung.

Wenn Jugend forscht49
Die Gründerin von „Junior Alpbach“ Kathryn List über erfolgreiche Vermittlung von Wissenschaftsthemen.

Begabung entfalten49
Der Neurobiologe Gerald Hüther über die Förderung von Kindern und Jugendlichen.

Standards

Editorial4
Special Wissenschaft und Forschung13-15
Tipp und Warenkorb46

Buchtipps, Schnappschuss, Termine und Karriere47
Lydia Goutas' Consultant's Corner48
Special Innovationab 50

IMPRESSUM

Economy Verlagsgesellschaft m.b.H., 1010 Wien, Gonzagagasse 12/12
Geschäftsführender Herausgeber und Chefredakteur: Christian Czaak; Chef vom Dienst: Klaus Lackner
Redaktion und Autoren: Ralf Dziobowski, Margarete Endl, Sonja Gerstl, Lydia J. Goutas, Klaus Lackner (kl), Michael Liebming (lieblich), Arno Maierbrugger, Clemens Neuhold, Emanuel Riedmann, Alexandra Riegler, Gerhard Scholz, Irina Slosar, Anna Weidenholzer
Illustrationen: Carla Müller, Kilian Kada; Titelbild: Photos.com
Special Innovation: Sonja Gerstl, Gerhard Scholz
Produktion und Artredaktion: Tristan Rohrhofer; Lektorat: Elisabeth Schöberl
Druck: Wilhelm Bzoch GmbH, Hagenbrunn Druckauflage: 24.788 Stück (Jahresschnitt 2008)
Internet: www.economy.at E-Mail: office@economy.at
Tel.: +43/1/253 11 00-0 Fax: +43/1/253 11 00-30

Alle Rechte, auch nach § 44 Abs. 1 Urheberrechtsgesetz:
Economy Verlagsgesellschaft m.b.H.
Abonnement: 30 Euro, Studentenabo: 20 Euro



Alle Ausgaben im
neuen Heftarchiv auf
www.economy.at



Werte Leser,

vor nunmehr vier Jahren haben wir beim Forum Alpbach der dortigen Forschungscommunity die Nullnummer von *economy* präsentiert. Forschung und Innovation bekommen zu diesem Zeitpunkt eine immer größere standortpolitische Wertigkeit. Mit der parallelen Notwendigkeit von Bewusstseinsbildung für eine breitere Öffentlichkeit. Mit diesen Themen befasste Institutionen brauchen entsprechende Kommunikationsplattformen für eine verständliche Transkription dieser oftmals abstrakten Themen. Daran hat sich nichts geändert. Passend zum Forum Alpbach haben wir auch heuer wieder Forschung und Innovation als Schwerpunkt der vorliegenden Ausgabe gewählt. Ergänzt um das Thema Reise. Aufgrund des zunehmenden Seitenumfanges erhalten Sie *economy* ab nun geheftet und auf neuem Papier.



Damit soll neben inhaltlicher auch haptische Qualität gegeben sein. Passend zum diesjährigen Alpbach-Thema „Vertrauen“ hat Alexandra Riegler den US-Professor Kurt Dirks zum Thema Datenschutz befragt. Margarete Endl schreibt über neueste Erkenntnisse der Hirnforschung, auch jene des Neurologen Gary Small. Beide Experten halten in Alpbach Vorträge. Nach den wissenschaftlichen und politischen Diskussionen zum beabsichtigten Cern-Austritt beleuchten wir dazu die wirtschaftliche Seite. Auch im Interview mit Wissenschaftsminister Hahn haben wir über Cern gesprochen, neben Fragen zu aktuellen forschungspolitischen Themen. Im Hinblick auf politische Trends bei Jugendlichen hat sich Anna Weidenholzer ein Diversionsprojekt von „rechten Jugendlichen“ angeschaut, Emanuel Riedmann erörtert die „postmoderne Rechte“. Wir wünschen informativen Lesespaß.
Christian Czaak

Editorial**Christian Czaak**

Cern im Rückblick. Neue Messeinheiten in der Forschung. Persönliches zu Krems.



Nach der Absichtserklärung von Wissenschaftsminister Johannes Hahn (ÖVP) zum Austritt aus der Europäischen Organisation für Kernforschung (Cern) folgte über eine Woche Stille. Erst dann setzte eine (rein) emotionale Diskussion in Politik und Wissenschaft ein. Das darauf folgende erste Machtwort von Bundeskanzler Werner Faymann (SPÖ) bedeutete den Rücktritt vom Austritt. Das Agieren des Kanzlers kam nicht nur spät, sondern auch überraschend in Bezug auf die finanzielle Komponente von 16 Mio. Euro „Mitgliedsbeitrag“ pro Jahr. Offiziell begründet wurde es mit der „Verlässlichkeit“ Österreichs als Partner. Auch seinerzeitige Pressemeldungen in sogenannten Qualitätsmedien zu wirtschaftlichen Rückflüssen „von bis zu 70 Prozent des Mitgliedsbeitrages noch bis 2008“ sind rückblickend überraschend. Unsere Recherchen (siehe Seite 12) bei den involvierten Unternehmen zeigen zwischen fünf und sieben Mio. pro Jahr während der Bauzeit bis 2006, dann zwei Mio. 2007 und zuletzt 1,5 Mio. 2008. Positiv erwähnt wird die Imagekomponente als Sprungbrett für neue Akquisitionen. Überraschend war das erste Kanzlermachtwort auch im Vergleich zur vorherigen Schule/Lehrer-Diskussion. Hier ging es um ein wesentlich wichtigeres standortpolitisches Thema im Bereich Bildung und Gesellschaft, und mit Ministerin Claudia Schmied (SPÖ) war eine Parteikollegin betroffen. Der Gegner war hier die Gewerkschaft. Rückschlüsse auf realpolitische Machtverhältnisse sind zulässig.

In der Welt der Wissenschaft gab und gibt es eine einzige Messlatte für Erfolg: die sogenannten „Papers“ (vulgo Publikationen) sowie Anzahl und Medien, wo diese veröffentlicht werden. Zumindest bis dato. Langsam dreht sich die Sichtweise über die Sinnhaftigkeit dieser alleinigen Wertigkeit von Forschungsleistung. Bereits in *economy*-Gesprächen mit den neuen wissenschaftlichen Leitern von AIT Seibersdorf, Wolfgang Knoll, und FTW Wien, Wolrad Rommel, war eine Abkehr erkennbar. „Wissenschaftler brauchen mehr Profil statt mehr Publikationen, eine klare Strategie, wohin es gehen soll“, meinte Knoll. Und Rommel: „Man kann trefflich darüber streiten, was valide ist und ob Publikationen überhaupt etwas über Forschungsqualität aussagen.“ Beide Forscher kommen von erfolgreichen Forschungs- und Bildungsinstitutionen aus Deutschland, beide sind primär im angewandten, wirtschaftsorientierten Forschungsbereich tätig.

Im *economy*-Gespräch mit Wissenschaftsminister Hahn (siehe Seite 10 und 11) lässt nun dieser auch in diese Richtung aufhören: „Der publizistische Output ist sekundär. Es muss unterschiedliche Parameter zur Messung von Forschungsleistung geben.“ Dem ist nichts hinzuzufügen. Patente, Start-ups (auch an Unis), neue Applikationen und Prototypen für die Industrie müssen unter anderem die künftigen Messkriterien sein. Auch der Rechnungshof kritisiert das in seinem jüngsten Bericht über die Technischen Universitäten Graz und Wien.

Zwei Wochen sind seit der unfassbaren Tragödie von Krems vergangen. Unfassbar im Hinblick auf das Django-Verhalten der Polizisten. Unglaublich auch im Hinblick auf das Verhalten bei der Aufklärung dieses Verbrechens – bis Redaktionsschluss haben Polizeibehörden (ihre eigenen Kollegen) untersucht und nicht unabhängige Staatsanwälte. Mit Verbrechen sind die Schüsse von hinten auf zwei flüchtende, unbewaffnete Menschen gemeint. Der Todesschütze oder die Todesschützin gehören zumindest und unbedingt für die fahrlässige Tötung eines Menschen bestraft, der Kollege oder die Kollegin wegen Beihilfe mit dazu. Einzig, dass die Täter jung waren, konnten die „Dirty Harrys“ möglicherweise unter den (bis dato) bekannten Bedingungen nicht erkennen. Alles andere ist schlimmstes, amateurhaftes Fehlverhalten mit tödlicher Folgewirkung. Und andere überforderte Polizisten gehören spätestens jetzt ordentlich geschult.

Das Scheitern vor Augen

Die Währungsunion und damit die gemeinsame Wirtschaftspolitik der EU stehen vor der schwersten Prüfung ihrer Geschichte. Geht der Euro durch die Wirtschaftskrise in die Knie, ist guter Rat teuer.

Arno Maierbrugger

Die gegenwärtige Wirtschaftskrise ist eine der größten Prüfungen für die Europäische Union (EU) seit den ersten Gründungsverträgen im Jahr 1951. Seither ist das Staatesgebilde mit seiner komplexen Verwaltung auf 27 Staaten angewachsen, von denen sich 16 die gemeinsame Währung, den Euro, teilen. Die Zusammenballung von so vielen unterschiedlichen Staaten und das Projekt des gemeinsamen Wirtschaftsraumes hat in letzter Zeit aber auch die Schwächen der EU schonungslos freigelegt: Zwischen wirtschaftlich widerstandsfähigen Ländern beziehungsweise Regionen der EU wie Deutschland, Benelux, Frankreich, Skandinavien sowie auch (noch?) Österreich und „Problemländern“ wie Spanien, Griechenland, Italien, Irland und den drei baltischen Staaten hat sich im Zuge des weltwirtschaftlichen Niederganges eine erhebliche Kluft gebildet.

Diese neue „Kluft“, die sich hier zwischen den Staaten aufbaut, ist die bisher größte Prüfung für den Stabilitätspakt und die gemeinsame Währung. Am 24. Juni leitete die EU ein Defizitverfahren gegen Litauen, Malta, Polen, Rumänien und Ungarn ein, auch Frankreich, Spanien, Irland und Großbritannien sind damit konfrontiert. Gegen Ende des Jahres dürften Verfahren gegen Deutschland und Österreich eingeleitet werden. Keines der Länder ist durch die Finanzkrise in der Lage, die Konvergenzkriterien einzuhalten.

Zentralbanken zittern

Zwar bezeichnete Finanzminister Josef Pröll (ÖVP) das Defizitverfahren als „durchaus erwartbar“, ein gutes Licht wirft es auf die österreichischen Staatsfinanzen aber nicht. Eine Staatspleite sei allerdings „ein absurdes Szenario“, so Pröll, er rechne höchstens mit einer Neuverschuldung von 3,5 Prozent.

Hoffen wir, dass der Finanzminister mit seinem Achselzucken recht behält. Die Zentralbanken der EU haben jedenfalls allen Grund zu zittern. Wenn es



Die Europäische Zentralbank muss mit Worst-Case-Szenarien wie Staatsbankrott von EU-Mitgliedern rechnen. Foto: DPA/Arne Dedert

wie angekündigt noch weitere Verfahren gegen Slowenien und sogar Schweden geben sollte, dann sind mehr als zwei Drittel der EU-Staaten zurzeit nicht in der Lage, die essenziellen Grundbedingungen eines stabilen Währungskörpers innerhalb der Union einzuhalten. Und die Defizitverfahren können eine Spirale in Gang bringen: Länder wie Spanien, Griechenland oder Irland haben bereits eine Rating-Abstufung in Kauf nehmen müssen, was die Zinsen für ihre Staatsanleihen verteuert und die Schulden weiter steigen lässt.

Kollabieren mehrere Länder in Form eines Staatsbankrotts gar gleichzeitig, dann wird es sich zeigen, wie handlungsfähig die verbliebenen reichen Staaten sind. „Sollte Deutschland am Ende vor der Wahl stehen, zu helfen oder einem Bankrott zuzusehen, werden wir gemeinsam mit anderen tätig werden müssen“, ließ der deutsche Finanzminister Peer Steinbrück vor Kurzem aufhören.

Doch was, wenn nicht? Das Horrorszenario, wenn die Part-

nerstaaten in der EU nicht mehr helfen (können) und auch der Währungsfonds nichts ausrichten kann: Dann zerfällt zuerst der Euroraum und in weiterer Folge die EU, wie wir sie kennen. Die europäischen Staaten würden wieder zu ihren nationalen Währungen zurückkehren, mit massiven Abwertungen in den Krisenländern und allem, was dazugehört: Lossagung aus der Union, explodierende Arbeitslosigkeit, Streiks, politischer Zerfall.

Für den früheren US-Notenbankchef Alan Greenspan war es seit jeher klar, dass der Euro scheitern müsse. Auch Wirtschaftsnobelpreisträger Milton Friedman gab der Kunstwährung keine zehn Jahre.

Diese Zeitspanne wäre nun durchschritten. „Die Frage ist, bis zu welchem Ausmaß die ost- und mitteleuropäischen Währungen dem Konjunkturabschwung noch standhalten können“, sagt Analyst Stephen Bailey-Smith von der Londoner Standard Bank. Schaffen sie es nicht, ist guter Rat tatsächlich teuer.

Linksum: Rechtsextremismus wird wieder salonfähig, bei Jugendlichen sinkt die Hemmschwelle

Von jugendlichem Orientierungs(un)sinn

KZ-Überlebende werden in Ebensee angegriffen, neben den Gaskammern in Auschwitz fallen Bemerkungen wie „Die Juden gehören vergast“. Die jugendlichen Täter sind nur zwischen 14 und 17 Jahre alt.

Emanuel Riedmann

Die Hemmschwelle ist bedenklich tief gefallen. Laut einer Studie des Sora-Instituts ist sich eine große Anzahl derjenigen Jungwähler, die bei der letzten Nationalratswahl Rechtsaußen-Parteien gewählt haben, vollkommen des Umstands bewusst, für eine rechtsextreme Partei gestimmt zu haben. Von diesbezüglich schlecht informierten Jungwählern kann also weniger die Rede sein. Laut der Studie sind rund 30 Prozent der 16- bis 19-jährigen FPÖ- und BZÖ-Wähler sogar davon überzeugt, die Juden seien an der Weltfinanzkrise schuld.

Zum Teil glauben viele, auf der Suche nach „festen Werten“ in der rechten Szene fündig zu werden. Dabei spielen auch Neugier und jugendlicher Nachahmungstrieb eine Rolle. Alexander Gaisch, der Leiter des Steirischen Landesamtes für Verfassungsschutz und Terrorismusbekämpfung, merkt an, dass junge Szenemitglieder häufig der Skinhead- oder Hooligan-Szene zuzuordnen seien. Der ideologische Hintergrund sei hier nicht so zwingend gegeben wie in ihrem älteren Szene-Umfeld.

In Oberösterreich sieht das schon wieder anders aus. Hier gilt die aus dem Bund Freier Jugend hervorgegangene Junge Aktion als die am besten organisierte Bewegung der rechten Jugendszene. Vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) wird die Gruppierung als neonazistisch eingestuft. Interessanterweise ist hier nicht nur die Gesinnung recht unmissverständlich, sondern es gibt laut Robert Eiter, dem Sprecher des Oberösterreichischen Netzwerks gegen Rassismus und Rechtsextremismus, auch „Überschneidungen“ mit dem Ring Freiheitlicher Jugend.

Zudem unterzieht sich die rechte Szene auch einem Image-

wechsel. Neue Gruppierungen wenden sich vom klassischen Erscheinungsbild ab. Bisher typische Merkmale wie Bomberjacken, Springerstiefel und geschorene Glatzen machen Kapuzenpullis, Palästinenserschals und langen Haaren Platz. Sogar linke Szene-Codes wie zum Beispiel Hausbesetzungen werden kopiert. Obgleich sie äußerlich fast nicht von Mitgliedern der linken Szene unterscheidbar sind, so handelt es sich bei dieser in Deutschland entstandenen Bewegung der Autonomen Nationalisten um äußerst gewaltbereite Rechtsextremisten. Zwar ist diese Gruppierung in Österreich noch nicht gleich stark vertreten wie in Deutschland, es gibt in der Szene jedoch dieselbe Tendenz bezüglich Kleidung und Musik, weiß Andreas Preham, Rechtsextremismusexperte des DÖW.

Links und rechts vermischt

In der österreichischen Politik bedient man sich ähnlicher Verwirrspiele. FPÖ-Chef Heinz-Christian Strache verteilt T-Shirts, die ihn im Stil der linken Ikone Che Guevara zeigen, mit der Aufschrift „StraCHE“. Des Weiteren verkündet er seine Bewunderung für das linke venezolanische Staatsoberhaupt Hugo Chávez – auch wenn er dessen Namen in ORF-Interviews jedes Mal anders, aber konsequent falsch ausspricht. Die Nationale Volkspartei, der wegen „zu schwerwiegender Verdachtsmomente und Anhaltspunkte im Hinblick auf das Verbotsgesetz“ die Kandidatur bei den Landtagswahlen in Oberösterreich verwehrt blieb, schlägt in dieselbe Kerbe. Auf die Frage, was für sie Faschismus sei, antwortete der damalige Spitzenkandidat in spe: „Das, was die linksgrünen Kommunisten heute betreiben.“

Verschwindet wirklich die Trennlinie zwischen links und rechts? Zum einen ja, da die Bewegung oberflächlich zusehends



Zweierlei Maß: Zwar verwendet die FPÖ ihn als Wahlwerbung, doch gleichzeitig lehnt die Partei eine Che-Guevara-Büste im Donaupark ab – er sei ein Massenmörder gewesen. Fotos: APA/Techt/Schlagler

vom alten Image der Ewiggestrigen ablässt. Bisher trug man mit deren Kennzeichen auch immer eine gewisse Bürde, man wurde eben als Mitglied erkannt. Jetzt wird die Szenekultur nach außen hin „liberalisiert“, um sie für den Nachwuchs attraktiver zu machen. Und selbst in der Politik setzt man auf dieselbe Taktik – da müssen zur Not auch linke Ikonen und Antifaschisten als Ideengeber herhalten, um Jungwähler für sich zu gewinnen.

Der Imagewechsel ist jedoch keineswegs eine bahnbrechende Neuerung, sondern eher ein vergleichsmäßig alter Hut, mit dem gerade Jugendliche hinters Licht und in die Szene geführt werden sollen. „Der neue Faschismus wird nicht sagen: Ich bin der Faschismus. Er wird sagen: Ich bin der Antifaschismus.“ Das erkannte schon der italienische Faschismusgegner Ignazio Silone (1900–1978) und traf damit den Nagel auf den Kopf.

Mit ein Grund für den regen Zulauf, dessen sich die rechte Szene derzeit erfreut, ist wohl einfache Physik: Auf eine Aktion folgt eine Reaktion. In diesem Falle folgt auf die Globalisierungsbewegung ein Erstarren regionaler und natio-

nalistischer Strömungen. Die Angst, Selbstbestimmung und Identität an Brüssel zu verlieren, ist noch präsent. Deshalb lässt sich aus Anti-EU-Slogans auch so viel Potenzial schlagen. Die Weltwirtschaftskrise verstärkt zudem solche Ängste, und das Verlangen nach Sicherheit, klaren Strukturen und einfachen Antworten steigt.

Beide Faktoren wurden zu spät erkannt, und die Einleitung von Gegenmaßnahmen wurde verabsäumt. Wenn man jetzt aus dem Bildungsministerium von Ministerin Claudia Schmied (SPÖ) hört: „Speziell nach der Senkung des aktiven Wahlalters auf 16 Jahre ist es wichtig, politische Bildung in Österreichs Schulen zu intensivieren und zu verbessern“, so zeigt dies, dass die hier wirkenden Mechanismen unterschätzt worden sind. Denn logisch wäre freilich die umgekehrte Reihenfolge – zuerst die Bildung und dann die Wahl.

Jugend ohne Halt

So oder so wird man in nächster Zeit aufgrund der Wirtschaftskrise mit einer Zunahme der rechten Kräfte im Land rechnen müssen, sofern keine potenten Gegenmittel gefunden und umgesetzt werden. Die Be-

kämpfung der Jugendarbeitslosigkeit muss dabei sicher mit an erster Stelle stehen.

Auch spielen vor allem hinsichtlich jüngster Ausschreitungen noch andere Faktoren eine wichtige Rolle. Rudolf Gelbard, der das Konzentrationslager Theresienstadt überlebt hat, gibt als potenziellen Grund an, „dass das Wissen über den Holocaust unvollkommen ist.“ Weiters sagt er bezüglich der Aufklärung nach dem Zweiten Weltkrieg: „Ich glaube, in den ersten Jahren war eine sehr scharfe anti-nazistische Stimmung – bis 1948. Durch die Wahlen war es klar, dass man versucht hat, auch diese Wählermassen zu lukrieren – nicht unverständlich, aber das hat die Aufklärung meiner Meinung nach auch sehr behindert.“

Hier besteht also noch enormer Nachholbedarf, und die Forderung nach intensiver politischer Bildung an Schulen ist schnellstmöglich umzusetzen. Eine eingehende Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, speziell mit Verbindungen zur Gegenwart, wäre sicherlich ebenfalls wertvoll. Die Politik muss sich dabei ihres Einflusses auf die Jugend sowie die rechte Szene bewusst werden.

Hörsaal statt Vorstrafe

65 wegen nationalsozialistischer Wiederbetätigung angezeigte Jugendliche besuchten an der Uni Linz als Diversionsmaßnahme den Kurs „Geschichte und Demokratie“. Das Projekt ist seit einiger Zeit abgeschlossen, Niemand wurde rückfällig. Die Projektleiterinnen Irene Dyk-Ploss und Brigitte Kepplinger ziehen Bilanz.

Anna Weidenholzer

Es waren größtenteils Mitläufer im Alter von 15 bis 20 Jahren, angezeigt wegen NS-Verherrlichung, Schmieraktionen, Sachbeschädigungen und Gewalttätigkeiten. In Zusammenarbeit mit der Staatsanwaltschaft Linz entwickelten Irene Dyk-Ploss und Brigitte Kepplinger vom Institut für Gesellschafts- und Sozialpolitik an der Uni Linz mit dem Diplompsychologen Walter Hanke 2001 eine Lehrveranstaltung, die diese 50 Jugendlichen im Rahmen der Diversion besuchten und sich dadurch eine Vorstrafe ersparten. In der Endphase des Projekts kamen noch 15 Verurteilte hinzu, deren unbedingte Haftstrafe mit der Auflage, das Seminar zu besuchen, in eine bedingte umgewandelt wurde.

Das Diversionsprojekt an der Uni Linz lief 2003 aus, nachdem sich zu wenig Probanden fanden. Irene Dyk-Ploss arbeitet derzeit an einer umfassenden Evaluierung. Momentan gibt es kein vergleichbares Angebot in Österreich.

economy: *Es ist einige Zeit vergangen, seit das Diversionsprojekt abgeschlossen wurde. Was sind Ihre Erfahrungen damit?*

Irene Dyk-Ploss: Unseres Wissens gab es bisher keine Rückschläge. Ich bin dabei, das zu evaluieren und die Kontakte wieder aufzunehmen, mit Einzelnen von den Jugendlichen und allen Staatsanwaltschaften, die wir hatten, zu reden.

Die Jugendlichen wurden von Studierenden in Tandems betreut. Fiel es den Studierenden schwer, Vorurteile abzulegen?

I. D.-P.: Sie sind deshalb vorurteilslos in das Projekt gegangen, weil nur ich die Straftaten kannte. Das war vereinbart, um die Unbefangenheit zu wahren.

Was waren Voraussetzungen, um als Student an dem Projekt teilzunehmen?

I. D.-P.: Entsprechende Kommunikationsfähigkeit, Basiswissen über den Nationalsozialismus, und wir haben gesagt: „Dagegenhalten – aber ihr müsst sie trotzdem mögen können.“



Irene Dyk-Ploss und Brigitte Kepplinger lehren am Institut für Gesellschaftspolitik an der Universität Linz. In einem Diversionsprojekt haben sie nach dem Verbotsgesetz angezeigte Jugendliche betreut. Foto: Sarah Hauer

Wenn jemand mit missionarischem Haseifer an die Sache herangeht, dann kann das nicht funktionieren.

Haben die Jugendlichen die Studierenden akzeptiert?

I. D.-P.: Zum Teil sind die Probanden so zutraulich geworden, dass sie den Studierenden mehr erzählt haben als der Polizei oder der Bewährungshilfe. Es hat deshalb auch eine absolute Verschwiegenheitspflicht gegolten.

Was waren die Inhalte des Kurses?

Brigitte Kepplinger: Einerseits historische Informationsvermittlung, damit die Probanden reflektieren, was sie da verherrlicht haben. Die zweite Ebene war Reflexion über Politik und Demokratie heute.

Wie war der Wissensstand der Jugendlichen?

B. K.: Das Wissen über den Nationalsozialismus war sehr gering. Sie kannten nur ihre Pro-

pagandahüllen; wenn man näher nachfragte, war sehr viel nicht bekannt. Politische Bildung war ihnen völlig fremd – das heißt, politische Zusammenhänge zu reflektieren, einfach nur zu wissen, wie Politik funktioniert.

Stichwort Propagandahüllen: Wie vermittelt man einschlägig vorgeprägten Jugendlichen die Zeit des Nationalsozialismus?

B. K.: Mir war wichtig, den Nationalsozialismus nicht aus unserer Gesellschaft zu externalisieren und nicht mit der moralischen Abschreckung zu arbeiten. Ich habe versucht, einerseits Kontinuitäten zu unserer Gesellschaft aufzuzeigen und andererseits den Jugendlichen zu vermitteln, was wäre, wenn sie im Nationalsozialismus leben würden. Wie wäre es euch in der Zeit, die für euch eine Ziel-dimension darstellt, ergangen? Da war die Erkenntnis, dass es mit ihren Delikten vielleicht gar nicht so schön gewesen wäre, denn sie wären in einem Jugendstraf-lager gelandet.

I. D.-P.: „So hat es uns noch nie wer erklärt“, das kam immer wieder. Meine Kollegin hat die Zeit in ihren Facetten auf die unmittelbare Ebene runtergebracht. Sie hat zum Beispiel über die Hitlerbauten gesprochen und erklärt, dass man die Wohnung im Hitlerbau verloren hat, wenn die Oma Alzheimer hatte.

Was war das zentrale Thema für die von Ihnen betreuten Jugendlichen?

I. D.-P.: Es gab einmal eine Diskussion zwischen Probanden und Studenten – was tut man am Abend, müde, frustriert und sonst was. Da ist herausgekommen: Die Studenten gehen joggen, und die Jugendlichen gehen schlägern. Aber im Endeffekt, nach dem Schlägern, ist es ein ähnliches Gefühl. Nicht alle wollten ein neues Drittes Reich.

B. K.: Dass man mit der speziellen Politik etwas aussagen möchte, war eigentlich sekundär.

Ein ganz zentrales Problem war das Ausländerthema. Da haben die Neonazis Rezepte. Schnell wirksam, einfach durchzuführen und sehr schlüssig, wenn man keine Ahnung hat. Da hat sich überhaupt nichts geändert, wenn man die knapp zehn Jahre Revue passieren lässt. Das hat sich jetzt eher noch verschärft.

Inwiefern hat sich die rechte Szene seither Ihrer Meinung nach geändert?

B. K.: Die Vernetzung ist durch die modernen Medien eine andere. Man braucht jetzt nicht mehr das volle Programm zu akzeptieren, man fährt vielleicht nur auf die Musik ab oder auf entsprechende Kampfsportarten. Die Szene ist flexibler geworden – wie Bienenwaben. Die hängen nur mehr an einem Punkt zusammen und bilden trotzdem ein relativ stabiles Netzwerk. Und es scheint so zu sein, dass für die Jugendlichen diese Neonaziszene wie ein riesengroßer Abenteuerspielplatz funktioniert.

Es ist zwar etwas Verbotenes, aber auf der anderen Seite haben sich auch die Gesellschaft und die politische Situation geändert.

I. D.-P.: Rechtsextreme Jugendliche sind äußerlich nicht mehr wirklich erkennbar. Springerstiefel mit weißen Schuhbändern, das war einmal. Der Dresscode ändert sich sehr schnell.

B. K.: Das zeigt, dass die Szene hoch flexibel ist, dass sie andere Methoden und Mittel suchen, um die Gesellschaft nach ihren Idealen umzuformen und Einfluss zu gewinnen.

Wird der Rechtsextremismus mit der Wirtschaftskrise zunehmen?

B. K.: Vor allem bei den Jugendlichen, die einmal den Eintritt ins Erwerbsleben schaffen müssen, da denke ich, steht uns noch einiges bevor.

Wo könnte man präventiv ansetzen?

B. K.: Eine wirklich fundierte politische Bildung der Jugendlichen wäre enorm wichtig. Da wird noch viel zu wenig angeboten. Ein weiterer Punkt ist der Staat. Nicht tolerieren, sondern aktiv dagegen vorgehen und demonstrieren, dass ein demokratisches Gemeinwesen das nicht duldet.

Also keine „Lausbubenstreiche“.

I. D.-P.: Nein. Der Schock, wenn um sechs in der Früh die Polizei daheim anläutet, der ist nicht von schlechten Eltern.

B. K.: In Mecklenburg-Vorpommern ist eine Kursänderung in diese Richtung erfolgt, und da



Markus Feichtinger, Erika Breuer, Gerald Rachbauer, Thosten Rathner und Cathrin Dorner (v.l.n.r.) sind fünf von 50 Studierenden, die rechtsextreme Jugendliche im Diversionsprojekt begleitet haben. Fotos: privat

sind die Straftaten und Provokationen signifikant zurückgegangen. Das inkludiert auch, dass man durch das entschiedene Auftreten der staatlichen Stellen die Bürger ermutigt, sich entschieden dagegenzustellen. Da wird immerfort nach Zivilcourage gerufen, aber wenn ich nicht sicher sein kann, dass die Staatsgewalt auch hinter mir steht, wenn ich Zivilcourage ausübe, dann werde ich es mir sehr gut überlegen.

Wäre es vor dem heutigen Hintergrund sinnvoll, ein Projekt wie das Ihre wieder einzuführen?

I. D.-P.: Ja. Es gibt im Moment gar nichts in diese Richtung.

Diversionsprojekt

50 Studierende haben die Jugendlichen als Tandempartner in dem Diversionsprojekt begleitet. Nach jeder Input-Einheit fanden sich die Tandems zusammen und besprachen, was sie zuvor gehört hatten. Das Diversionsprojekt bezeichnen die ehemaligen Studierenden heute als Erfahrung, aus der sie sehr viel gelernt haben.

Thorsten Rathner (31): Ich habe zwei Probanden betreut, und meine Erfahrungen waren sehr positiv. Beide haben sich nach einer kurzen Zeit geöffnet und deutlich gemacht, dass sie bereits sehr weit weg von

der Szene sind. Ich denke, dass man eine medial geprägte Vorstellung von rechtsradikalen Jugendlichen hat. Ich habe gelernt, Vorurteile zu überdenken, zu akzeptieren, dass es auch Mitläufer gibt und den Hintergrund zu sehen. Einer meiner Probanden war zum Beispiel sehr übergewichtig, in der Szene konnte er sich Respekt verschaffen. Es ist wichtig, die Hintergründe zu sehen, ohne verharmlosen zu wollen.

Erika Breuer (47): Die Zusammenarbeit mit den Jugendlichen war problemlos. Es waren oft Außenseiter, die in rechtsextremen Gruppierungen Anschluss gefunden haben und dort extrem aufgewertet wurden. Sie konnten kleine Funktionen übernehmen. Dort ist man wer, man wird gehört. Ich arbeite nach wie vor mit Jugendlichen. Ich habe keine Angst, wenn fünf Typen in Bomberjacken auf mich zukommen, weil im Grunde sind das arme Würstel. Etwas sofort zu verurteilen ist nicht sinnvoll, Dinge gehören diskutiert. Ich habe das Diversionsprojekt als gegenseitiges Geben und Nehmen erlebt, das Horizonte erweitern kann.

Gerald Rachbauer (31): Ich habe mit meinen beiden Probanden durchwegs positive Erfahrungen gemacht. Der eine war sehr verschlossen, der andere offen – so, wie ganz normale Jugendliche sind. Klar hatte ich vor dem Projekt gewisse Vorurteile, aber eigentlich waren das normale Jugendliche, die wo reingerutscht sind. Man lernt zu verstehen, wie rechtsextreme

Jugendliche in die Szene kommen und denken. Ich habe vier Jahre in einem Flüchtlingshaus gearbeitet. Die Erfahrungswelten der Jugendlichen dort waren ziemlich ähnlich.

Cathrin Dorner (34): Ich habe mehrere Probanden betreut, die sehr unterschiedlich waren. Einer war sehr unwillig, hat alles verweigert und nicht einmal einen Gedanken daran verschwendet, ob es Sinn ergibt, was er da sagt. Das war ein kleiner, schwächlicher Typ, der immer unterschätzt wurde und unschwellig aggressiv war. Dann gab es aber auch ganz andere Typen, die eigentlich sympathisch waren und mit denen man Spaß haben konnte, die nur durch Zufälle in die falsche Ecke geraten waren. Unter der Oberfläche kann oft etwas ganz anderes stecken.

Markus Feichtinger (33): Die meisten Jugendlichen waren klassische Mitläufer, die nicht über die Ideologie, sondern über Freundschaften in die rechtsextreme Szene gekommen waren. Während des Kurses gab es viele Aha-Erlebnisse: „Das habe ich gar nicht gewusst.“ Es gab schon auch ein paar, bei denen die Ideologie verfestigt war, da weiß ich nicht, ob das Projekt etwas geändert hat. Aber sie haben trotzdem etwas gelernt. Hätte man sie eingesperrt, hätte sich nichts geändert. Die Jugendlichen bekamen das Gefühl, dass sie ernst genommen werden. Wenn es nur ein Kurs gewesen wäre, wo jemand einen Vortrag hält, hätten sie wahrscheinlich abgeblockt.



Irene Dyk-Ploss hat einige der Probanden bei Fußballspielen wiedergesehen: „Da waren sie sehr freundlich.“ Derzeit arbeitet sie an der Evaluierung des Projekts. Foto: Sarah Hauer



Vertrauensbildung für Fortgeschrittene

Über transparente Geschäftsführung wollen Politiker das Vertrauen der Bürger in sie zurückholen. Dazu zählt auch eine neue Großzügigkeit bei der Veröffentlichung statistischer Daten.

Alexandra Riegler Charlotte/USA

2009 stand als Jahr der Veränderung auf dem Plan. Allen voran sollten sich unter der neuen Regierung Bürger dem Staat wieder näher fühlen. Die Veränderung, die Senator Obama in seinen „Change“-Slogans versprach, holt den Präsidenten Obama inzwischen ein. Unter Zugzwang, seine Versprechen einzuhalten, steht der Vertrauensvorsprung, den ihm die Amerikaner entgegenbrachten, auf dem Spiel.

„In den USA sind Präsident und Senat das Gesicht der Regierung“, erläutert Kurt Dirks, Professor für Organisationstheorie an der Olin Business School der Washington University in St. Louis. Bürger setzen damit weitgehend das Vertrauen in den Staat mit dem Vertrauen in dessen politisches Oberhaupt gleich. Wenn Präsidenten kompetent und integer sind und eine gewisse Gutmütigkeit zeigen, steigt das Vertrauen typischerweise. Kommt es zu Skandalen, sind die Vertrauenseinbußen nur schwer wieder wettzumachen. Dirks nennt Großbritannien und dessen Skandalserien der jüngeren Vergangenheit als Beispiel. Wenn das vorkommt, sei die Wiedergutmachung eine Aufgabe für sich, so Dirks.

Misstrauen in Politik

Laut dem Harvard National Leadership Index, einer Studie, die vom Center for Public Leadership der Harvard Kennedy School regelmäßig erstellt wird, fiel das Vertrauen in staatsführende Politiker in den letzten Jahren dramatisch. Am Beispiel USA stellten die Autoren für 2008 – und damit vor der Präsidentschaftswahl – fest, dass 80 Prozent der Bevölkerung der Regierungsspitze ein Führungsproblem konstatieren. Auch wurden historische Vertrauensrückgänge gegenüber dem Bildungssystem und dem Obersten Bundesgericht verzeichnet.

Die Probleme vieler Staaten weltweit ähneln sich. Bürger erkennen immer weniger den Zusammenhang zwischen ihrer Stimme bei der Wahl und dem, was im öffentlich sichtbaren politischen Alltag passiert. Auf diese Weise sinkt das Interesse in die Politik und gleichzeitig das Vertrauen in die Führung. Erschwerend kommt hinzu, dass in Zeiten weltwirtschaftlicher Schwierigkeiten ein weiterer vertrauensbildender Faktor fehlt: eine gut funktionierende Wirtschaft.

Gegen Intransparenz

Das Thema Transparenz nimmt die US-Regierung unter anderem mit Websites in Angriff, die Daten unterschiedlichster Herkunft an einer Stelle vereinen und somit eine gewisse Offenheit signalisieren. Die im Mai vorgestellte Site Data.gov etwa stellt für jedermann zugänglich ein Potpourri aus unterschiedlichsten Daten zur Verfügung, die nicht notwendigerweise neu, aber zum ersten Mal in einheitlichen Formaten zusammengefasst sind. Die Auswahl reicht von geologischen Erhebungen bis hin zu Giftmülldaten jedes US-Bundesstaats. Im Juni kam USAspending.gov hinzu, eine Site, die im Rahmen eines Transparenzgesetzes im Jahr 2007 unter Präsident Bush geschaffen wurde und nun einen Relaunch erhielt. Hier lassen sich die Kosten eines großen Teils von IT-Projekten nachlesen, die vom Staat in Auftrag gegeben wurden. Mit Spannung erwartet wird ein weiteres Informationsportal namens Recovery.gov, auf dem die Ausgaben im Rahmen des Stimuluspakets verfolgt werden können.

Der Trend, Daten sowohl im Unternehmens- wie auch öffentlichen Bereich zugänglich zu machen, hat für Dirks zwei Gründe: Weil politische Skandale zu Misstrauen in der Bevölkerung führen, sind Regierungen interessiert, entweder



Websites wie USAspending.gov sollen Barack Obamas Versprechen nach mehr Transparenz erfüllen. Die Bevölkerung kann Staatsausgaben im Internet nachvollziehen. Foto: EPA

präventiv oder zur Schadensbegrenzung Offenheit zu demonstrieren. Zum anderen lasse sich die Veröffentlichung von Daten leicht erledigen: „Das Web ist eine hervorragende und kostengünstige Möglichkeit, das umzusetzen“, erklärt Dirks.

Ob die Benutzer mit den Daten auch wirklich etwas anfangen können, steht nach Meinung von Experten auf einem anderen Blatt. „Die meisten Leute schaffen es nicht, Daten ohne Vorurteile zu analysieren“, sagt Dirks. Denn zumeist würden aus den Daten Trends herausgelesen, die sich mit den eigenen Erwartungen decken. Eine objektive Analyse wird damit schwierig.

Daten ohne Deutung

Websites wie USAspending.gov beinhalten auch die Schwierigkeit, dass die Besitzer der Daten gleichzeitig ebenso jene sind, die entscheiden, was an die Öffentlichkeit soll und was nicht. Auf diese Weise entsteht eine Vorselektion, die zwar erklärbar ist, wenn es etwa um die Finanzierung militärischer Projekte geht. Dennoch darf vermutet werden, dass Daten,

die als kontroversiell gelten, gar nicht erst den Weg ins Web finden.

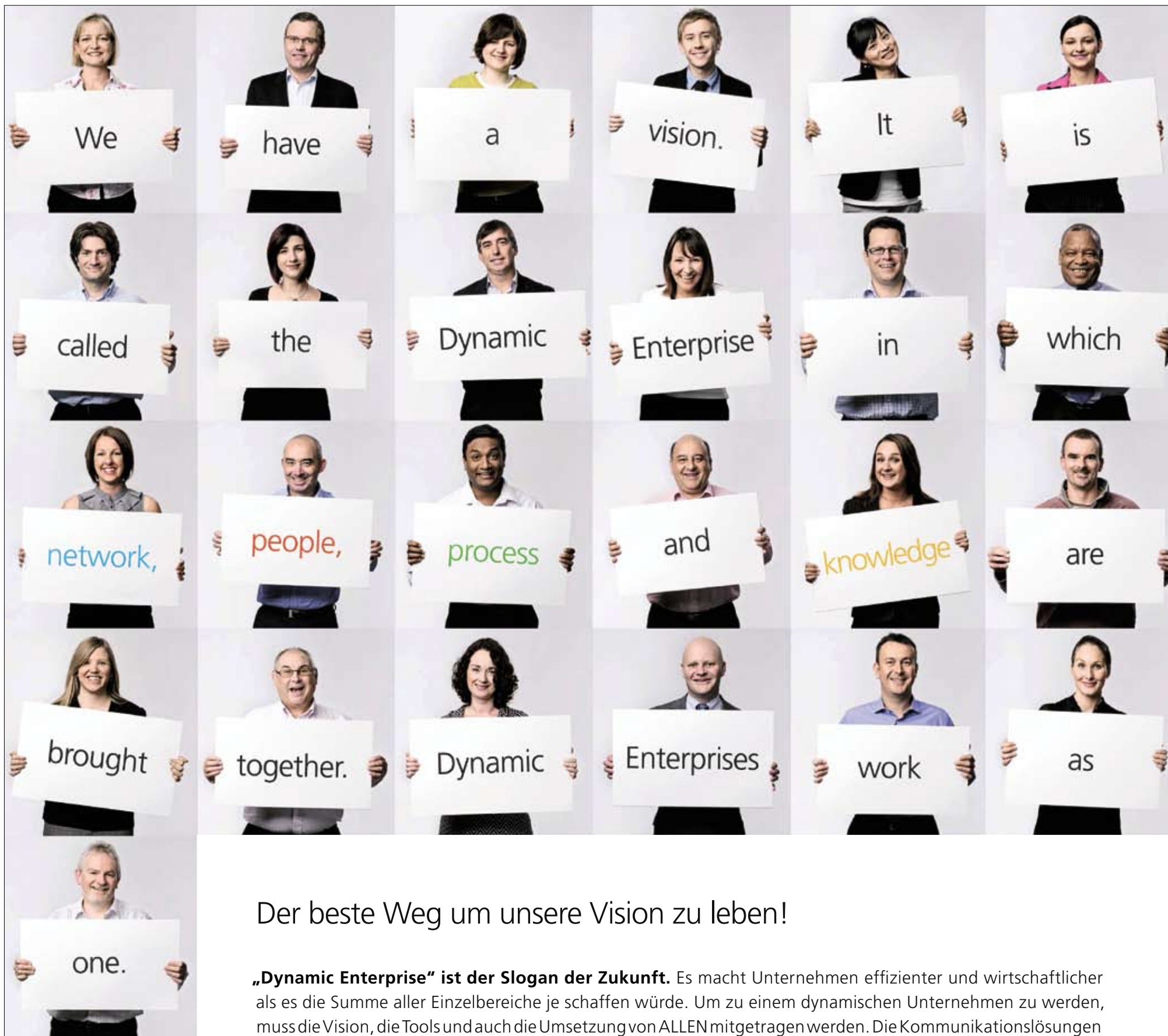
Um das Beste aus den zur Verfügung gestellten Daten herauszuholen, bieten sich verschiedene Methoden der Visualisierung an. Grafisch hübsch aufbereitet, können Informationen einem weit größeren Publikum zugänglich gemacht werden. „Daten lassen sich am besten über Krieg und süße Kätschen kommunizieren“, formuliert es Irene Ros, Leiterin des Forschungsprojekts Many Eyes bei IBM, humorvoll.

Die *New York Times* etwa ließ in den letzten Jahren mit aufwendigen interaktiven Visualisierungen aufhorchen, die das Zahlengerüst hinter den Storys eindrucksvoll ins Bild setzen. Die Grafiken sind überaus beliebt und besitzen auch einen hohen Wiedererkennungswert. Unklar ist allerdings, ob sich die Betrachter nur an das ansprechende Bild oder auch an die Message hinter den Visualisierungen erinnern.

Computerwissenschaftlerin Ros zeigte im Rahmen der OECD-Konferenz „Statistik in Wissen umwandeln“ die Band-

breite an Visualisierungsmöglichkeiten anhand der Website Many Eyes auf. Besucher können ihre eigenen Daten hochladen und die gewünschte Visualisierung auswählen. Das Ergebnis wird schließlich für alle sichtbar auf die Website gestellt. „Ich bin immer wieder überrascht, wie viel Zeit Leute in das Sammeln von Daten stecken“, sagt Ros. Am Ende eine ansprechende Visualisierung herauszubekommen, sei für viele der Benutzer mit einem kreativen Prozess vergleichbar.

Doch bereits die Auswahl der Visualisierungsmethode beinhaltet ein gewisses Maß an Interpretation. Hinzu kommt, dass die Wissenschaft noch relativ jung ist. Über psychologische Aspekte, warum Betrachter wie auf Visualisierungen reagieren, ist nicht allzu viel bekannt. Dass Sites wie USAspending.gov nur die rohen Daten zur Verfügung stellen und die Visualisierung anderen überlassen, wird von Experten allerdings positiv gesehen: So wird die Interpretationshoheit im Sinne von Transparenz aus der eigenen Hand gegeben.



Der beste Weg um unsere Vision zu leben!

„Dynamic Enterprise“ ist der Slogan der Zukunft. Es macht Unternehmen effizienter und wirtschaftlicher als es die Summe aller Einzelbereiche je schaffen würde. Um zu einem dynamischen Unternehmen zu werden, muss die Vision, die Tools und auch die Umsetzung von ALLEN mitgetragen werden. Die Kommunikationslösungen von Alcatel-Lucent sind maßgeschneiderte Lösungen, die unseren Kunden helfen die „Dynamic Enterprise“ Philosophie umzusetzen. Es hilft unseren Partnern und Kunden auch in schwierigen Zeiten zu wachsen. **„Dynamic Enterprise“ arbeitet gemeinsam als ein Ganzes.**

Nähere Informationen finden Sie unter:

<http://enterprise.alcatel-lucent.com>
www.alcatel-lucent.at
enterprise.solutions@alcatel-lucent.at
Tel.: +43 1 277 22- 0

Alcatel·Lucent 



„Der Wachstumspfad geht weiter“

Cern im Rückblick aus wirtschaftlicher Sicht, veränderte Leistungsbewertung in der Wissenschaft, Venture Capital für die Forschung und der Unternehmer im Politiker: Wissenschaftsminister Johannes Hahn im Gespräch mit *economy*.

Christian Czaak

Das Forschungsbudget steht. Nach der Finanzdebatte soll nun die inhaltliche Diskussion über den Einsatz der Mittel folgen.

economy: *Bei unseren Interviews mit österreichischen Wirtschaftspartnern in der Europäischen Organisation für Kernforschung, kurz Cern, zeigen sich eher kleinere finanzielle Auswirkungen, die in keiner Relation zu den Mitgliedsbeiträgen stehen. Wie sehen Sie Ihre Cern-Austrittsentscheidung im Rückblick?*

Johannes Hahn: Ich stehe zu meiner Entscheidung – ich wurde nicht um-, sondern überstimmt. Für mich ging und geht es in erster Linie um die wissenschaftliche Komponente. Was die österreichischen Unternehmen betrifft: Cern selbst hat die wirtschaftlichen Rückflüsse als „poorly balanced“ bezeichnet, und die österreichische Unternehmensseite hat dem Austritt seinerzeit auch nicht widersprochen.

Es gab auch in der Wissenschaftscommunity Befürworter des Austritts, aber nicht öffentlich.

Es war ein knappes Zeitfenster. Wir haben den geplanten Austritt im Vorfeld zum Beispiel mit dem Präsidium der Akademie der Wissenschaften, dem Forschungsrat und dem FWF (*Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, Anm. d. Red.*) akkordiert, und dort hat man sich auch korrekt verhalten. Natürlich bricht keiner in Jubel aus, wenn wir aus einer Organisation austreten. Es war eine rationale Abwägung.

Und eine budgetbedingte?

Diese Frage muss man sich immer stellen. Nicht jedes Jahr, aber rund alle fünf Jahre ist eine Hinterfragung von Mitgliedschaften schon legitim. Der Gesamtbefund und was man mit dem Geld bewirken kann, ist entscheidend. In Europa ist viel passiert, schauen Sie sich allein die Größenordnungen der EU-Forschungsrahmenprogramme an. Wir diskutieren in den kom-

menden Monaten das achte Programm, wo eine Steigerung der Mittel geplant ist. Es ist wie bei einer Speisekarte: Ein sieben-gängiges Menü sättigt mehr als der Braten allein. Rein wissenschaftlich macht Cern einen guten Job, vor allem wenn der Teilchenbeschleuniger LHC endlich wieder in Betrieb geht.

Das bedeutet, die Cern-Entscheidung ist erledigt?

Nachdem die SPÖ in Person ihres Vorsitzenden Werner Faymann gesagt hat, da nicht mitzugehen, war für mich klar, der Fall ist erledigt. Jetzt muss das eine Zeit lang ruhen. Fakt ist allerdings schon: Cern schleppt seit der Gründung in den 1950er Jahren einen ziemlichen Personalkostenfaktor mit, inklusive großzügiger Pensionsregelungen. Heute sind Forschungsprojekte ganz anders aufgesetzt. Aus- und Eintritte sind leichter, die Hauptkosten werden vom Sitz-Land getragen und/oder von der EU. Interessierte Partnerländer kaufen sich dann ein, um etwa die Infrastruktur zu nutzen. Irgendwann muss man sich auch diese Strukturen in Cern genau anschauen.

„Cern selbst hat die wirtschaftlichen Rückflüsse als ‚poorly balanced‘ bezeichnet.“

JOHANNES HAHN

Kommen wir zur Excellence-Strategie: Wo sehen Sie Österreichs Schwerpunkte?

In dem von meinem Ministerium initiierten „Forschungsdialog“ wurden von rund 2000 Teilnehmern alle Bereiche von Forschung und Innovation diskutiert. Interessant war, dass wir eigentlich ganz gut aufgestellt sind. Wir haben eine gute Mischung aus Top-down-Programmen und parallel Strukturen, die über FWF oder FFG (*Österreichische Forschungsförderungsgesellschaft, Anm. d. Red.*) gehen, wo Bottom-up-Programme zugewiesen werden. Es wäre falsch, wenn ich mich auf den Bottom-up-Ansatz verlasse.



„Die Zyklen, wo wissenschaftliche Nachweise zu erbringen sind, werden kürzer. An einem einzigen Thema mehrere Jahre zu arbeiten und dann zu publizieren, diese Geduld ist oft nicht mehr da.“

Wir müssen auch gesellschaftspolitisch relevante Themen mit Programmen versehen. Wichtig ist, die richtige Balance zu finden. Ein großes Anliegen war mir auch, für Kontinuität und Planungssicherheit zu sorgen. Das FWF-Budget etwa steht für die nächsten fünf Jahre, und es gibt ein Plus von rund 25 Prozent gegenüber den vergangenen fünf Jahren.

Wo liegen die inhaltlichen Schwerpunkte?

Einen Schwerpunkt sehe ich im „Alterwerden“ der Gesellschaft, weil hier sowohl sozialwissenschaftliche, kulturelle als auch technische Bereiche umfasst werden, weiters Medizin und pflegewissenschaftliche Bereiche. Mit den neuen Monitoring-Techniken können ältere Menschen viel länger zu Hause bleiben. Weiters die Klimadebatte, erneuerbare Energien, neue Materialien. Die Materialwissenschaften können unglaubliche Beiträge zu einer Klimaoptimierung leisten. Dann die Medizinforschung, die Krebsforschung.

Wo die letzte Evaluierung für große Aufregung sorgte?

Es ging mir um eine Bestandsaufnahme, nicht um eine Bewertung. Wir wollten wissen: Welche Medizin-Universität forscht in welchem Bereich?

Unser Eindruck war, die medizinischen Unis kooperieren international gut, innerösterreichisch aber noch eher weniger. Der ganze Bereich, der über das Genomforschungsprogramm „Genau“ entstanden ist. Hier wurden interessante Dinge erforscht, wo sich jetzt die Frage der ökonomischen Verwertung stellt. Ich bin auch froh, dass die Bundesländer Schwerpunkte setzen. Das gilt für die Bereiche Automotive oder den Energiebereich.

Sie haben die Wertigkeit der Geistes-, Sozial und Kulturwissenschaften (GSK, Anm. d. Red.) angesprochen. Wie passt da die aktuelle Kritik in Bezug auf die reduzierten Forschungsmittel dazu?

Die außeruniversitären Institute der GSK bekommen heuer vom BMWF rund 6,5 Mio. Euro an Basisförderung – denselben Betrag haben sie 2008 erhalten, und das ist auch 2010 vorgesehen. Auch für die GSK gilt, was für Technik und Medizin schon lange gilt: Man muss Prioritäten setzen. Die Zyklen, wo wissenschaftliche Nachweise zu erbringen sind, werden kürzer. An einem einzigen Thema mehrere Jahre zu arbeiten und dann zu publizieren, diese Geduld ist oft nicht mehr vorhanden. Wir müssen uns darauf einstellen, Forschungsergebnisse nur mehr in

30-seitigen Broschüren zu publizieren, das aber jährlich. Dazu braucht es auch Schwerpunktsetzungen.

Die neuen wissenschaftlichen Leiter von AIT und FTW sagen, auch im angewandten F&E-Bereich gehe der Trend weg, sich nur über Publikationen zu definieren.

In der Schweiz gibt es eine Uni, die sich Forscher primär nach deren mitgebrachten Patenten aussucht. Der publizistische Output ist sekundär. Es muss unterschiedliche Parameter zur Messung von Forschungsleistung geben.

Ein Bereich, dem Sie große Bedeutung beimessen, ist die Medizin. Hier gibt es Klagen, dass aufgrund fehlender Ressourcen keine Forschung möglich ist. Dazu kommt der schmale Grat zwischen Grundlagen- und angewandter Forschung, wo es im Falle der Beteiligung eines Pharma-Unternehmens keine Grundlagenforschung mehr ist und es dann etwa vom FWF kein Geld gibt.

Das ist natürlich ein Thema. Man muss aber auch sagen, dass alle drei Med-Unis, in Graz, Innsbruck und Wien, ihre Forschungsschwerpunkte haben und ihre finanziellen Ressourcen auf die Forschung konzentrieren müssen.

Forschung

Für medizinische Universitäten wird in der Zukunft gelten, was für andere Universitäten genauso gilt: ein flächendeckendes Lehrangebot und eine entsprechende Profilbildung im Forschungsbereich. Gegenseitige Kannibalisierung ergibt keinen Sinn. Soweit ich das beobachten kann, gibt es aber keine großen Überlappungen. Wichtig ist aber auch die Erkenntnis, was ist Grundlagen- und was ist angewandte Forschung. Wir haben mit dem CeMM, dem Forschungszentrum für Molekulare Medizin, zum Beispiel eine Einrichtung, in der Grundlagenforschung dann eine angewandte Richtung erfährt. Daher war es uns auch wichtig, dass das CeMM direkt am Gelände des AKH angesiedelt ist.

Zum Forschungsbudget: Trotz der weltweiten Krise erhöhen nicht nur die USA, sondern auch etwa die Schweiz, Frankreich oder die skandinavischen Länder ihre F&E-Budgets teilweise drastisch. Sie dagegen sind froh, dass Österreich ungefähr den Status quo halten kann. Ist das nicht der falsche Weg? Wieso fordern Sie nicht viel offensiver mehr Budget?

Wir sind vor der Krise von 2,3 Mrd. Euro für die nächsten fünf Jahre ausgegangen, in den Regierungsverhandlungen wurde diese Summe auf 350 Millionen reduziert. Nicht zuletzt auch durch meinen Einsatz haben wir es dann wieder auf über 900 Millionen gebracht. Manche in der F&E-Community, da kann ich ihnen auch keine großen Vorwürfe machen, sind von den 2,3 Milliarden ausgegangen und haben bestimmte Projekte angeleiert. Die müssen jetzt verdaut werden. Aber: Objektiv betrachtet und unterm Strich haben wir mehr. Der Wachstumspfad wird fortgesetzt. Es gibt auch Länder wie beispielsweise Tschechien, die planen, das Budget für die Akademie der Wissenschaften zu halbieren. Wir geben im volkswirtschaftlichen Vergleich sogar geringfügig mehr aus als Deutschland, das aber offensichtlich im Verkauf viel besser ist. Aufgrund der Nationalratswahl waren wir außerdem die Ersten, wo die Krise budgetär schon entsprechend antizipiert ist. Bei den anderen Ländern wird sich das erst zeigen. Auch die Amerikaner werden die jetzigen Ausgaben nach drei Jahren wieder konsolidieren müssen. Und Volatilitäten

sind das Schlechteste für die Forschungsfinanzierung, genau das haben wir mit unserem stabilen Budget vermieden, auf das sich Institutionen wie zum Beispiel der FWF nun verlassen können. Man muss auch nachdenken, ob zum Beispiel mit gesetzlichen Rahmenbedingungen eine noch verlässlichere Absicherung des Forschungsstandortes machbar ist.

„UNSER ZIEL MUSS SEIN, DIE QUOTE VON ABSOLVENTEN ZU STEIGERN – UND NICHT DIE INSKRIPTIONEN.“
JOHANNES HAHN

Die angepeilten drei Prozent des Bruttoinlandsprodukts für 2010 werden sich aber nicht halten lassen, derzeit ist für heuer eine Steigerung von 2,73 Prozent zu erwarten, nach 2,66 Prozent im Jahre 2008. Wenn die Konjunktur wieder anzieht, gibt es dann ein zusätzliches Forschungsbudget?

Es hat eine Evaluierung der Forschungsmittel durch Wifo und Joanneum Reserch gegeben – mit dem Ergebnis, dass gar nicht so wenig Geld im Umlauf ist. Der Output ist noch nicht so optimal. Verbreitert werden müssen auch das Engagement der Unternehmen und der Innovationsbegriff. Stichwort indirekte Forschungsprämie und Erhöhung Forschungsfreibetrag. Da lassen sich sicher zusätzliche Impulse setzen. Die aktuellen Einbrüche sind ja nicht bei der öffentlichen Hand, sie sind in der Wirtschaft und insbesondere bei den Niederlassungen ausländischer Konzerne.

In Gesprächen mit der Austria-Wirtschaftsservice-Leitung wurde auf die Notwendigkeit von Venture Capital für F&E-Projekte hingewiesen und auch auf diesbezügliche Regierungsgespräche. Geht da was weiter?

Es gibt immer wieder Überlegungen. Ich bedaure, dass wir da noch keinen Boden unter den Füßen gefunden haben. Bei der Thematik sind wir leider noch europäisches Schlusslicht. In Bereichen wie zum Beispiel Biotechnologie finden wir mit den aktuellen Finanzierungsinstrumenten nicht das Auslangen, hier geht es um andere Volumina. Dafür brauche ich Venture Capital. Aber das

ist nur ein Teilaspekt, es geht auch um universitäre Start-ups am Standort der Uni. Stichwort „Science Parks“, was in Linz oder Klagenfurt bereits funktioniert. Verstärkt werden muss aber auch die professionelle Hilfe im kaufmännischen Bereich oder im Marketing. Und: Gerade hat der Rechnungshof die mangelnde Verwertung von F&E-Ergebnissen oder Patenten an TU Wien und TU Graz sehr gemischt beurteilt.

Rund ein Fünftel der insgesamt antragsberechtigten Forscher in Österreich stellt FWF-Anträge. Warum nur so wenige? Können Anreizsysteme wie bei Uni Wien, wo ein Overhead-Anteil an Wissenschaftler geht, etwas ändern? Oder glauben Forscher, FWF-Projektfinanzierungen seien zu schwierig?

Das sagen meist jene, die das noch nie probiert haben. Die Genehmigungsverfahren im FWF sind schlank und unbürokratisch, auch was Einzelprojekte betrifft. Es ist aber richtig, dass man den heimischen Unis hier zur Hand gehen muss. Ich bedaure aber, dass wir budgetbedingt vorläufig die Overhead-Finanzierungen stoppen mussten. Am Ende des Tages müssen wir aber wieder in diese Richtung kommen. Das ist für die Unis ein gutes Evaluierungsinstrument plus Motivation.

Welche Effekte auf Studienzahlen und Qualität erwarten Sie sich von der verpflichtenden Studieneingangsphase?

Meine Sorge sind die großzügigen Ausnahmeregelungen, was die Studienbeiträge angeht. Das wird zu mehr Inskriptionen führen.

Was man im Sommersemester mit plus 22 Prozent bereits sieht.

Richtig. Im Vorjahr war die Steigerung 0,7 Prozent. Dieser rasante Anstieg ist ungewöhn-

lich. Unser Ziel muss sein, die Quote von Absolventen zu steigern – und nicht die Inskriptionen. In den Jahren seit 2001, wo die Studienbeiträge eingeführt wurden, hat sich das Studierverhalten massiv geändert. Die Zahl der inaktiven Studierenden hat von über 40 Prozent auf unter 15 Prozent abgenommen. Die durchschnittliche Studiendauer ist um ein Jahr weniger geworden. Gleichzeitig wurde das Budget für die Studienbeihilfen massiv erhöht.

Was sagt die Zunahme an Inskriptionen über die bisherige Treffsicherheit der Studienbeihilfe aus?

Inskriptionszahlen sagen nichts über die Zahl der aktiv Studierenden aus. Außerdem: Das Studienförderungssystem wurde laufend verbessert. Studienbeiträge, die übrigens auch kürzlich von der OECD empfohlen wurden, haben eine steuernde Wirkung.

Welche qualitativen Zugangsbedingungen für Doktorats- und Master-Studien sind denkbar oder geplant?

Das liegt in der Autonomie der Universitäten. Wichtig ist mir aber: Für jedes Bachelor-Studium muss ein Master-Studium ohne zusätzliche Zugangsbedingungen an der jeweiligen Uni angeboten werden.

Thema 40 Prozent Frauenquote: Wie rasch muss die Quote in den Uni-Gremien umgesetzt werden?

Die UG-Novelle tritt mit 1. Oktober 2009 in Kraft. Ab dann müssen alle Neubesetzungen und Neuzusammensetzungen die 40 Prozent Frauenquote zum Ziel haben.

Die Agentur für wissenschaftliche Integrität: Inwieweit wird deren Arbeit veröffentlicht?

Die Agentur ist ein wichtiger Schritt zur Qualitätssicherung

des heimischen Wissenschafts- und Forschungsstandortes. Mit der deutschen Biowissenschaftlerin Ulrike Beisiegel konnte eine kompetente und erfahrene Wissenschaftlerin für den Vorsitz gewonnen werden. Ich bin überzeugt, dass die Agentur die richtige Balance zwischen Transparenz und Vertraulichkeit finden wird.

Welche Aktivitäten gibt es in Alpbach?

Wie schon angesprochen, eine noch verlässlichere Forschungsfinanzierung – dieser langfristige Forschungsbudgetpfad wird auch Thema in Alpbach sein. Dazu der heimische Hochschulraum und seine – wie auch im Regierungsprogramm vorgesehene – Weiterentwicklung. Hier wird es einen breiten Diskussionsprozess mit allen maßgeblichen Stakeholdern geben.

Als ehemaliger Unternehmer sind Sie gewohnt, rational zu entscheiden. Wie geht es Ihnen da in der oft irrationalen Politik?

Mein Vorteil ist, ich bin „zweisprachig“ aufgewachsen, weil ich seit Langem politisch aktiv und entsprechend lange in beiden Welten zu Hause bin. Man muss politische Mechanismen kennen. In der Politik muss man gestalten und nicht verwalten. Genauso kann aber ein Unternehmer vom politischen Know-how profitieren, zum Beispiel bei der Frage der Mitarbeiterführung. Man kann von beiden Seiten sinnvolle Dinge übernehmen. Mir fehlen manchmal monatliche Kennzahlen mit einer Zuordenbarkeit des eigenen Tuns. Nach meinen Erfahrungen gibt es aber auch in Großunternehmen Politik.

Das gibt es auch in kleineren Unternehmen.

Überall wo Menschen sind, menschelt es.



„Man muss auch nachdenken, wie mit gesetzlichen Rahmenbedingungen eine noch verlässlichere Absicherung des Forschungsstandortes machbar ist“, meint Johannes Hahn. Fotos: Andy Urban

Cern und Österreich nach dem Fast-Knall

Porr baute am Tunnel mit, Uniqa versichert die Mitarbeiter, das Software-Haus ETM visualisiert die Prozesse, junge Physiker schreiben ihre Dissertation. Das Kernforschungszentrum Cern kostet Österreich 16 Millionen Euro jährlich und schickt weniger Geld zurück. Doch die Chancenverluste wären bei einem Austritt enorm gewesen.

Margarete Endl

Am 7. Mai löste Wissenschaftsminister Johannes Hahn (ÖVP) eine Schockwelle aus. Er kündigte den Austritt Österreichs aus dem Europäischen Kernforschungszentrum Cern an. Seine Begründung: Der Mitgliedsbeitrag von jährlich 16 Mio. Euro sei zu hoch, und es gebe wenig Rückflüsse in Form von Aufträgen des Cern an österreichische Unternehmen. Mit den frei werdenden Mitteln könnte die Beteiligung an anderen internationalen Projekten finanziert werden. Die Schockwelle stieß auf Protestwellen von Wissenschaftlern und Politikern. Die daraus entstandene Interferenz hatte zur Folge, dass Hahn elf Tage später den Rücktritt vom Austritt bekannt geben musste.

Rein buchhalterisch stimmt Hahns Kalkulation. Laut Wirtschaftskammer machte die Zulieferung österreichischer Unternehmen an Cern im Jahr 2008 1,5 Mio. Euro aus, 2007 zwei Mio. Euro. In den Jahren davor, als der Teilchenbeschleuniger LHC gebaut wurde, waren es jeweils fünf bis sieben Mio. Euro. Zu den größten Auftragnehmern zählt Porr Tunnelbau. Gemeinsam mit einem deutschen und einem Schweizer Bauunternehmen baute Porr Kavernen und Verbindungsstollen. Cern macht sich gut auf einer Referenzliste, doch Porr konnte auch vorher schon gut Tunnel graben.

Visionär oder Buchhalter

Für andere Unternehmen jedoch war Cern die Startrampe für Höhenflüge, die sie sonst kaum machen hätten können. Für das Software-Haus ETM etwa, das das Prozessleitsystem für die gesamte Anlage lieferte. 1999 gewann ETM die Ausschreibung gegen heftige Konkurrenz und nach einer dreijährigen Evaluierung. Damals war der burgenländische Software-Entwickler zwar kein Start-up mehr, aber dennoch ein – international gesehen – kleines Unternehmen mit einem Umsatz von rund fünf Mio. Euro. Das Prozessvisualisierungs- und



Der Eingang zur wundersamen Welt des Cern: In einem 27 Kilometer langen Tunnel unter der hölzernen Kuppel wollen Physiker den Ursprung des Universums erforschen und stellen den Urknall nach. Foto: EPA/Martial Trezzini

Steuerungssystem namens PVSS war und ist das einzige Produkt von ETM; mittlerweile wurde das Unternehmen aber von Siemens übernommen.

„Durch die außergewöhnlich hohen Anforderungen von Cern haben wir die Software weiterentwickelt“, sagt ETM-Geschäftsführer Bernhard Reichl. „Durch Cern haben wir Aufträge bekommen, die wir sonst nie bekommen hätten.“ Mit ETM-Software wird die längste Pipeline der Welt in China gesteuert, das holländische Gasnetz, fast alle österreichischen und viele internationalen Tunnels, U-Bahnen, Flughäfen und Kläranlagen. Ohne den Cern-Auftrag hätte sich das Unternehmen anders entwickelt. „Wir haben uns auf komplexe Anlagen konzentriert“, sagt Reichl. „Heute leben wir in dem Segment ausgesprochen gut.“

Um einen jahrzehntelangen Cern-Auftrag hat Uniqa gezitert, als das Austrittsvorhaben bekannt wurde. Seit 1971 sind die Cern-Mitarbeiter bei Uniqa Assurances beziehungsweise dem Vorgänger Austria Versicherungen krankenversichert. Im Mai sollte der Vertrag mit

Uniqa mit einem Prämienvolumen von 40 Mio. Euro verlängert werden. Das wurde nach Hahns Ankündigung auf Eis gelegt. Erst als der Austritt vom Tisch war, kam der Vertrag wieder zustande.

Zu den Unternehmen, die in den vergangenen 20 Jahren für Cern arbeiteten, gehören große wie Porr, Amag, Siemens, Kapsch, FACC, Böhler-Uddeholm und Plansee.

„Durch Cern haben wir Aufträge bekommen, die wir sonst nie bekommen hätten.“

BERNHARD REICHL,
ETM

Und ganz kleine, wie das Viermann-Unternehmen Mechanische Komponenten Tschann in Vorarlberg. Der Winzling hat für Cern 11.000 Rohrflanschverbindungen entwickelt und 60.000 Dichtungen geliefert – was in den vergangenen Jahren die Hälfte des Umsatzes ausmachte. Die Aufträge erhielt Edgar Tschann wegen der Qua-

lität seiner Arbeit und auch wegen seiner seit 20 Jahren bestehenden Kontakte. Tschann hatte für Schweizer Unternehmen bei Cern gearbeitet, bevor er sich selbstständig machte. „Die deutschen Physiker haben sich immer wieder für mich eingesetzt, und ein Österreicher hat lange im Einkauf gearbeitet“, sagt Tschann. „Ohne gute Kontakte hätte man gegen die Franzosen fast keine Chance. Die halten zusammen.“

Wirtschaftlicher Patriotismus spielt am Cern eine Rolle. Und geografische Nähe. Cern liegt bei Genf, der Tunnel ist großteils in Frankreich. Die Schweiz und Frankreich lukrieren die größten Aufträge. Die Cern-Mitgliedsländer organisieren regelmäßig Besuche für ihre Unternehmen, um die Auftragsvergabe in ihrem Sinne zu pushen. Auch die Wirtschaftskammer (WKO) macht das für österreichische Unternehmen. Am 30. September bietet sie in Wien wieder einen Cern-Informationstag an. Den größten Verlust bei einem Cern-Austritt hätten aber nicht die Unternehmen erlitten, sondern junge Forscher. „Der frühere Wissen-

schaftsminister Erhard Busek hat eine Kooperation zwischen Cern und österreichischen Universitäten vereinbart, um die uns viele beneiden“, so Michael Scherz, Referent für Technologiekooperationen in der WKO.

Forscher hätten gelitten

Rund 150 Physik-Studierende schrieben bisher ihre Dissertation am Cern. Dazu kommen Praktika und Postdoc-Aufenthalte von Absolventen. Die enormen Rechenleistungen, die Cern benötigt, werden über ein Netz von Computern in ganz Europa durchgeführt. Am Computing Grid sind die Universitäten Innsbruck und Wien beteiligt.

Gestorben vor seiner Geburt wäre wohl Med Austron, ein Zentrum für Ionentherapie, um spezielle Tumore zu behandeln. Med Austron wird mit Cern-Technologie in Wiener Neustadt gebaut. Ähnliche Zentren gibt es nur in Pavia (Italien), Heidelberg und Japan. „Theoretisch hätten wir uns neu orientieren können“, sagt Med-Austron-Leiter Martin Schima. „Doch die Japaner haben gar kein Interesse, uns ihre Technologie anzubieten.“

Special Wissenschaft & Forschung

Ursula Hamachers-Zuba: „Bescheid zu wissen über Einstellungen zu Werten und über deren implizite Wertvorstellungen nachzudenken ist notwendig, weil Werte dem Handeln Richtung geben“, erklärt die Lehrende an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien und Autorin der aktuellen Wertestudie für Österreich.

Was den Österreichern wichtig ist

Sonja Gerstl

Was denken Österreicherinnen und Österreicher über Beziehung, Arbeit, Religion und Politik? Diese und ähnliche Fragen versucht das Buch *Die Österreicher/-innen. Wertewandel 1990–2008* (Czernin Verlag) zu beantworten. *economy* bat eine der Autorinnen zum Gespräch.

economy: *Wie kam es zu der Wertestudie? Salopp formuliert: Warum wird diese hierzulande überhaupt gemacht?*

Ursula Hamachers-Zuba: Anfang der 1980er Jahre ist eine Initiative belgischer und niederländischer Forscher der Frage nachgegangen, ob es in Europa einen gemeinsamen Wertekanon im Sinne einer gemeinsamen, möglicherweise christlich fundierten „europäischen Seele“ gibt. Mit einem einheitlichen Fragebogen wurden Personen aus damals 13 Ländern nach ihren Einstellungen zu Beruf, Familie, Religion und Politik befragt. Mittlerweile wurde das Konzept weiterentwickelt und die Erhebung 1990, 1999 und aktuell 2008 in derzeit 46 Ländern wiederholt. Seit 1990 ist Österreich mit einem Team unter der Leitung von Paul M. Zulehner an dem Projekt beteiligt. Dadurch haben wir einen



Trautes Heim, Glück allein: Trotz zunehmender Scheidungsraten sehen die Österreicherinnen und Österreicher die Familie als den wichtigsten Fixpunkt in ihrem Leben. Mehr als 79 Prozent halten daran zumindest wertemäßig fest. Foto: Bilderbox.com

interessanten Überblick über die Entwicklung in den letzten 20 Jahren.

Welcher praktische Nutzen lässt sich daraus ziehen?

Was kann so eine Studie leisten? Vor allem auch vor dem Hintergrund, dass der Mensch oft genug anders handelt, als er zu denken vorgibt. Aber Bescheid zu wissen über Einstellungen zu Werten und über deren implizite Wertvorstellungen nachzudenken ist trotzdem notwendig, weil Werte dem Handeln Richtung geben. So ermöglicht die vorliegende Studie nicht nur einen Überblick über Einstellungen zu klassischen gesellschaftlichen Werten, sondern lässt auch Entwicklungstendenzen und Zukunftsszenarien erkennen.

Was ist den Österreichern wertemäßig wichtig?

Fragt man nach Lebensbereichen, die den Österreichern wichtig sind, dann ist und bleibt die Familie Spitzenreiter: Für 79 Prozent ist sie sehr wichtig. Allerdings zeigen sich gewisse Verschiebungen: Die Familie verliert ein wenig an Bedeutung, während Freunde und Be-

kannte seit 20 Jahren immer wichtiger werden. Gerade bei jungen Menschen, die teils doch wesentlich mobiler und flexibler leben als ihre Elterngeneration, werden auch flexiblere Netzwerke immer wichtiger. Die zweite Veränderung betrifft das Verhältnis zwischen Arbeit und Freizeit: Arbeit verliert an Bedeutung, Freizeit hingegen wird mehr geschätzt als früher. Beide Bereiche fließen im Alltag immer mehr ineinander, die Abgrenzung wird durch geänderte Arbeitsstile, Projektformen und höhere technische Erreichbarkeit schwieriger.

Haben sich die Werte der Österreicher im Laufe der Zeit gewandelt? Wo sind eigentlich signifikante Unterschiede feststellbar?

Deutliche Veränderungen gibt es beispielsweise bei den Rollenzuschreibungen zwischen Frauen und Männern: Die Festlegung auf Zuständigkeiten – Frau für Familie, Mann für Arbeit – ist weitgehend aufgebrochen: Beide sollen sowohl zum Einkommen als auch zum Haushalt beitragen, Frauen sollen bei knapper werdenden Arbeitsplätzen nicht zurückste-

hen müssen. Was nicht heißt, dass im konkreten Alltag tatsächlich halbe-halbe praktiziert wird. Und tatsächlich gibt es da bei manchen Aspekten sogar eine Rückkehr zu traditionellen Vorstellungen: Waren 1999 nur 43 Prozent der Österreicher der Meinung, dass Hausfrau zu sein genauso befriedigend sein kann wie berufstätig zu sein, sind es 2008 mit 52 Prozent wieder annähernd so viele wie Anfang der 1990er Jahre – 56 Prozent.

Werden die Österreicher toleranter? Werden sie „radikaler“?

Deutlich mehr Toleranz zeigen die Österreicher gegenüber homosexuell orientierten Menschen, hier hat sich das Image offenbar deutlich verbessert. In Summe drücken die Menschen jedoch Ablehnung viel deutlicher aus als noch vor zehn oder 20 Jahren. Besonders zu Rechtsextremisten, Muslimen, psychisch labilen Personen, vorbestraften Personen und Menschen mit anderer Hautfarbe gehen die Österreicher auf Distanz. Die Ausländerfeindlichkeit ist messbar gestiegen. Interessanterweise sind hier nicht jene Vorreiter, denen es objek-

tiv schlecht geht – in Bezug auf Einkommen, Bildungsniveau, Arbeitslosigkeit –, sondern vor allem jene, die vom politischen System und den Parteien enttäuscht sind, politisch nicht oder nicht mehr interessiert und subjektiv eher unglücklich und frustriert sind.

Prognosen für die Zukunft: Was könnte sich wertemäßig mittelfristig hierzulande verändern?

Es ist spannend, dass öffentlich wieder viel über Werte diskutiert wird. Der Ruf nach „Werten“ hat auch etwas mit Verunsicherung zu tun, mit der Sehnsucht nach Klarheit und Beständigkeit. Pluralitätsfähigkeit, das Aushalten von Vielfalt und gleichzeitig das verantwortungsvolle Arbeiten an Konsenslösungen für gesellschaftliche Konflikte wird auch zu den Werten der Zukunft gehören – müssen. Konsens lässt sich aber erst erreichen, nachdem man sich auseinandergesetzt hat. Das ist eine große Herausforderung für die politische und zivilgesellschaftliche Kultur in Österreich, wie die Daten der Wertestudie ganz eindeutig belegen.

Zur Person

Ursula Hamachers-Zuba (1971) absolvierte ein Studium der Theologie und Sozialwissenschaften an der Ruhruniversität Bochum und der Universität Wien, welches sie mit einem Doktorat im Fach Pastoraltheologie abschloss. Seit 1998 ist sie am Institut für Praktische Theologie der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien (Pastoraltheologie) tätig. Zwischen 1997 und 2004 war sie zudem wissenschaftliche Mitarbeiterin im Ludwig Boltzmann-Institut für Werteforschung und im Pastoralen Forum.

Forschen für Europas Zukunft

Österreichische Beteiligungen punkten mit Förderungen in Millionenhöhe im 7. EU-Rahmenprogramm.

Sonja Gerstl

Das 4. EU-Rahmenprogramm für Forschung, technologische Entwicklung und Demonstration bescherte Österreichs Forschungslandschaft erstmals Förderungen in Höhe von 194 Mio. Euro seitens der Europäischen Union. Derzeit wird das 7. Rahmenprogramm umgesetzt und das Erfreuliche daran: Österreichischen Forschenden ist es gelungen, ihre Teilnahme kontinuierlich auszubauen.

So stiegen seit dem EU-Bertritt Österreichs im Jahr 1995 sowohl der Anteil der erfolgreichen österreichischen Beteiligungen als auch der Anteil der erfolgreichen österreichischen Koordinatorinnen und Koordinatoren an den jeweiligen EU-Rahmenprogrammen.

Top Performance

Die aktuellen Zahlen des 7. Rahmenprogramms: Österreichische Partnerorganisationen sind an 715 und somit an jedem neunten, für eine Förderung vorgeschlagenen Projekt beteiligt. Insgesamt sind bisher 1003 österreichische Beteiligungen in erfolgreichen Konsortien



Österreichs Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler konnten sich im Laufe der Jahre erfolgreich mit Projekten im Rahmen von EU-Förderprogrammen positionieren. Foto: Bilderbox.com

vertreten. Und: Österreichische Forscherinnen und Forscher stellen somit 2,5 Prozent der knapp 40.000 erfolgreichen Beteiligungen.

Bemerkenswert ist, dass die österreichischen Universitäten mit einem Anteil von 37 Prozent die stärkste Gruppe aller

erfolgreichen österreichischen Beteiligungen repräsentieren (Stand: Mai 2009). Auf den Plätzen zwei bis vier rangieren außeruniversitäre Einrichtungen (21 Prozent), kleine und mittlere Unternehmen (17 Prozent) und Großunternehmen (neun Prozent).

Gesammelt und strukturiert wird all dieses Datenmaterial von Proviso, einem im Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung angesiedelten Projekt, das die österreichische Teilnahme an den EU-Rahmenprogrammen auswertet und evaluiert.

Projektleiterin Margit Ehardt-Schmiederer: „Proviso bietet ein umfassendes, begleitendes Monitoring der EU-Forschungsrahmenprogramme. Gerade für ein kleines Land wie Österreich, mit einer sehr heterogenen Forschungslandschaft, ist es wichtig, vorausschauend und rasch die richtigen Schritte für eine erfolgreiche Beteiligung österreichischer Forscherinnen und Forscher an den EU-Rahmenprogrammen zu setzen. Proviso ermöglicht den relevanten Akteuren, objektiv – anhand von Zahlen und Fakten – Weichen für eine nachhaltige Forschungspolitik zu stellen.“

Das Proviso-Team hat in seinem aktuellen Bericht auch eine Bundesländer-Darstellung – die derzeit bewilligten österreichischen Beteiligungen betreffend – erstellt. Demnach kommt mehr als die Hälfte davon aus Wien, Platz zwei geht an die Steiermark, Platz drei an Niederösterreich. Auffallend stark sind die gesamtösterreichischen Partnerorganisationen dabei im Programm ICT (Informations- und Kommunikationstechnologie) vertreten. Der Förderanteil in diesem Programm liegt mit 3,8 Prozent deutlich über dem österreichischen Gesamtanteil von 2,6 Prozent.

www.bmwf.gv.at/proviso

Milliarden für die Wissenschaft

Mit dem 7. Rahmenprogramm unterstützt die EU Forschungsprojekte der Mitgliedstaaten.

Mit einem Gesamtbudget von rund 53,5 Mrd. Euro ist das mit 1. Jänner 2007 gestartete 7. EU-Rahmenprogramm für Forschung, technologische Entwicklung und Demonstration das weltweit größte transnationale Forschungsprogramm. Konzipiert für eine Laufzeit von sieben Jahren, umfasst das 7. Rahmenprogramm vier spezifische Bereiche, nämlich „Zusammenarbeit“, „Ideen“, „Menschen“ und „Kapazitäten“.

Schwerpunkthemen

So etwa unterstützt der Bereich „Zusammenarbeit“ ganz konkret Forschungsaktivitäten betreffend „Gesundheit“, „Lebensmittel, Landwirtschaft und Biotechnologie“, „Informations- und Kommunikationstechno-

logie“, „Nano, Werkstoffe und Produktionstechnologien“, „Energie“, „Umwelt“, „Verkehr“, „Wirtschafts-, Sozial- und Geisteswissenschaften“ sowie „Weltraum“ und „Sicherheit“. Die Kategorie „Ideen“ wiederum hat die Förderung von Projekten der Grundlagenforschung zum Ziel. „Menschen“ widmet sich der Förderung von Humanressourcen sowie der internationalen Mobilität von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Und „Kapazitäten“ schließlich soll die Forschungs- und Innovationskapazitäten in Europa verbessern und ihre optimale Nutzung sicherstellen.

Die Forschungsrahmenprogramme werden seit dem Jahr 1984 von der Europäischen Kommission durchgeführt. De-

klariertes Ziel der EU ist es, die wissenschaftlichen und technologischen Grundlagen der Industrie der Gemeinschaft zu stärken und die internationale Wettbewerbsfähigkeit der Mitgliedstaaten zu fördern.

Bis Mai 2009 wurden für das 7. Rahmenprogramm rund 38.000 Projektvorschläge mit knapp 204.000 Beteiligungen eingereicht, 5903 Projektvorschläge davon wurden von der Europäischen Kommission zur Förderung vorgeschlagen. Das entspricht einer Bewilligungsquote von 15,6 Prozent. Die Summe der beantragten Förderungen beläuft sich auf mehr als 11,3 Mrd. Euro. Knapp zwei Drittel aller bewilligten Beteiligungen kommen aus der Säule „Zusammenarbeit“, wobei die

Bereiche „Kommunikations- und Informationstechnologie“, „Gesundheit“ und „Verkehr“ zu den Spitzenreitern zählen.

Österreich unter Top 10

Insgesamt können derzeit laut Erhebungen von Proviso im 7. Rahmenprogramm 39.749 Beteiligungen aus ganz Europa mit Förderungen rechnen. Mit 1003 bewilligten Beteiligungen liegt Österreich innerhalb der EU 27 an beachtlicher zehnter Stelle, das bedeutet, 2,5 Prozent aller derzeit bewilligten Beteiligungen kommen aus Österreich.

Nummer eins bei den bewilligten Beteiligungen ist Deutschland, dicht gefolgt von England. Mit Abstand rangiert Frankreich auf Platz drei. *so*

PROVISO

Proviso sammelt und strukturiert die Beteiligungsdaten der „Rahmenprogramme der Europäischen Gemeinschaft für Forschung, technologische Entwicklung und Demonstration“. Getragen wird das Projekt Proviso von der Österreichischen Computer Gesellschaft (OCG).

Auftraggebende Ministerien sind das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung (BMWF), das Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie (BMVIT), das Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (BMWFJ) sowie das Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasser (BMLFUW). Die Ergebnisse der einzelnen Forschungsbereiche der Rahmenprogramme werden von Proviso laufend ausgewertet und publiziert.

Special Wissenschaft und Forschung

Florierende Forschungslandschaft

Mit dem aktuellen Budget setzt Österreich sein Wachstum im Bereich Forschung und Entwicklung kontinuierlich fort. Zahlreiche begleitende Maßnahmen sollen die Innovationskraft des Landes zusätzlich stärken.

Sonja Gerstl

Der aktuelle Forschungs- und Technologiebericht, der im Auftrag des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, des Bundesministeriums für Verkehr, Innovation und Technologie und des Bundesministeriums für Wirtschaft, Familie und Jugend von Joanneum Research erstellt wurde, unterstreicht einmal mehr die positive Entwicklung der heimischen Forschungslandschaft.

Demnach hat Österreich in den vergangenen Jahren einen enormen Aufholprozess im Forschungsbereich gestartet und ist damit auf dem besten Weg, zu den europäischen „Innovation Leaders“ aufzuschließen. Bereits 1998 lag Österreich in der Intensität von Forschung und Entwicklung (F&E) über dem EU-Durchschnitt, 2004 schließlich auch über dem OECD-Durchschnitt. Derzeit liegt die Republik beim sogenannten European Innovation Scoreboard (kurz: EIS) auf dem 6. Platz und führt damit die Gruppe der „Innovation Followers“ an.

F&E-Quote steigt

Auch heuer wird die F&E-Quote trotz flauer Konjunktur weiter steigen. Derzeit geht man von einer Erhöhung von 2,66 Prozent (2008) auf 2,73 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP) aus. In Summe wird die F&E-Finanzierung des Bundes mit 8,9 Prozent über dem Wert von 2008 liegen. Damit wird zugleich auch ein ganz wesentlicher Beitrag zur Stabilisierung der österreichischen Forschungsausgaben geleistet, denn schenkt man den Prognosen der Experten Glauben, ist aufgrund des schwachen Wirtschaftswachstums mit einem deutlichen Rückgang der F&E-Ausgaben des Unternehmenssektors zu rechnen. Befürchtet wird ein Minus in der Größenordnung von mehr als fünf Pro-

zent. Annähernd dieselbe Summe wird auch für jenen Anteil der F&E-Ausgaben erwartet, die aus dem Ausland kommen. Zur Erklärung: Rund 90 Prozent der F&E-Ausgaben im Unternehmenssektor stammen von ausländischen Konzernen, die F&E-Aktivitäten ihrer österreichischen Tochterunternehmen finanzieren.

Angesichts dieser wenig be rauschenden Aussichten mehrten sich die Stimmen jener, die ein mittelfristiges „Wachstums paket“ beziehungsweise ein „drittes Konjunkturpaket“ für F&E fordern. Dieses sollte, zeitgerecht geschnürt, spätestens dann wirksam werden, wenn es auch mit der allgemeinen wirtschaftlichen Situation wieder bergauf geht, und zusätzliche Impulse bewirken.

Förderprogramme

Neben dem Forschungsbudget werden von der Bundesregierung zahlreiche zusätzliche Maßnahmen getroffen. So etwa sollen die risikohaften und wachstumsorientierten Finanzierungsmöglichkeiten für innovative Technologieunternehmen ausgebaut und das Innovationsscheck-Förderprogramm für kleine und mittlere Unternehmen (KMU) weitergeführt werden. KMU, die aus ökonomischen Gründen nicht die Möglichkeit haben, Forschungskompetenz im eigenen Haus aufzubauen, wird seitens der Bundesregierung mit einem entsprechenden Programm („Humanressourcen für die Wirtschaft“) hilfreich unter die Arme gegriffen. Erklärtes Ziel dieser Initiative ist es, österreichischen Unternehmen Innovations-Know-how zur Verfügung zu stellen.

Erhöhte Aufmerksamkeit will man auch dem F&E-Nachwuchs dieses Landes zuteilwerden lassen. So sollen breit angelegte Kampagnen an Schulen, Forschungseinrichtungen und in Betrieben das Interesse von



Humanressourcen aufbauen und entwickeln: Österreich will künftig Nachwuchsforscherinnen und Nachwuchsforschern erhöhtes Augenmerk zukommen lassen. Foto: Photos.com

Jugendlichen wecken. Ein weiterer Aspekt der Bemühungen um eine künftige Spitzenpositionierung Österreichs im F&E-Bereich betrifft die Intensivierung der Beteiligung heimischer Unternehmen und Forschungseinrichtungen am 7. EU-Rahmenprogramm (für Forschung, technologische Entwicklung und Demonstration). Schon jetzt sind österreichische Forscherinnen und Forscher sowie zahlreiche heimische Einrichtungen hier äußerst erfolgreich unterwegs (siehe Seite 14), künftig soll Österreichs Anteil an diesem Förderprogramm durch Initiativen des Bundes noch weiter gesteigert werden.

Bereiche stärken

„Potenzial nach oben“ ortet Wissenschaftsminister Johannes Hahn (ÖVP) auch in Sachen Grundlagenforschung. Aktuell fließen rund 17 Prozent der Forschungsausgaben in diesen Bereich. Das soll sich demnächst schon ändern, schließlich stellt ja gerade die Grundlagenforschung künftige Innovationen sicher. Ambitioniertes Ziel bis 2020: Ausbau der Förderung

der Grundlagenforschung von derzeit 0,41 Prozent auf rund ein Prozent des BIP. Bis aller spätestens 2020 will Österreich auch zu den europäischen Spitzenreitern in Sachen Innovation gehören. Vier Prozent des BIP sollen dann für F&E aufgewendet werden.

Um unter die Top drei zu kommen, sind allerdings noch ein paar Hürden zu nehmen. Schwächen zeigen sich derzeit vor allem im Bereich Humanressourcen (sprich: der hierzulande relativ niedrigen Akademikerquote), dem Bereich Risikofinanzierung, bei der Handelsbilanz bei Technologiegütern und beim Export wissensorientierter Dienstleistungen. Heute

schon überdurchschnittlich gut aufgestellt ist Österreich indes im Bereich der Unternehmensinnovationen und -kooperationen sowie bei den Patenten, Trademarks und Designs.

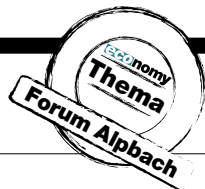
Info

Der Europäische Innovationsanzeiger (European Innovation Scoreboard – EIS) bildet die Innovationsentwicklung in der EU und gegenüber anderen Märkten (vor allem USA und Japan) ab. Die Darstellung erfolgt dabei auf Basis bestimmter Indikatoren. Der EIS 2008 umfasst 28 Indikatoren, gegliedert in drei Dimensionen: nämlich „Enablers (Humanressourcen, Finanzierung und Unterstützung)“, „Aktivitäten der Unternehmen“ (Investitionen, Verbindungen und Unternehmertum, Throughputs) und „Outputs“ (Innovationen, wirtschaftliche Effekte). Österreich hat sich seit dem erstmaligen Erscheinen des EIS im Jahr 2000 kontinuierlich vom 11. auf den 6. Platz weiterentwickelt und führt derzeit die Gruppe der „Innovation Followers“ an.

Special Wissenschaft und Forschung erscheint mit finanzieller Unterstützung durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung.

Teil 51

Die inhaltliche Verantwortung liegt bei *economy*.
Redaktion: Sonja Gerstl



Weiß nicht mehr, was ich vergessen hab'

Kopfarbeiter in der Leistungsgesellschaft brauchen ein kluges Gehirn. Forschung an Ratten zeigt, was Menschen für ihr Hirn tun können. Mit Sport und gesunder Ernährung lässt sich Demenz vielleicht im Zaum halten.

Margarete Endl

Es sind alte Ratten. Sie balancieren auf Schwebebalken, sie machen Männchen. Sie erinnern sich an Dinge. Sie führen Bewegungen aus, die sie zwei Monate vorher nicht konnten. Diese sensationelle Körperbeherrschung der betagten Tiere wurde nicht durch ein spezielles Rattensportprogramm gefördert, sondern durch ihr Futter. Es enthält Heidelbeeren.

Der US-Neurowissenschaftler James Joseph hat zwei Gruppen von Ratten getestet, die am Beginn des Experiments 19 Monate alt waren – das entspricht 65 Jahren bei Menschen. Eine Gruppe erhielt normales Futter. Die zweite Gruppe erhielt Futter, in das aus Heidelbeeren erzeugte Flocken gemischt waren. Zwei Monate später beherrschten die Heidelbeer-Esser Bewegungen, die sie vorher nicht konnten. Die Normalfutter-Esser durchliefen den normalen Alterungsprozess und wurden in ihren Leistungen schwächer.

Neue Neuronen bilden sich

Nach dem Versuch wurden die Ratten getötet und ihre Gehirne analysiert. Das Ergebnis: Die Heidelbeer-Diät führte zur Bildung neuer Neuronen.

James Joseph arbeitet für ein Forschungszentrum des US-Landwirtschaftsministeriums an der Tufts University in Boston. Josephs Studie wurde 2002 publiziert und ist ein Meilenstein der Hirnforschung. Seit her haben Joseph und andere Forscher Versuche mit weiteren Nahrungsmitteln gemacht. Es sind die üblichen Verdächtigen – Erdbeeren und Spinat etwa. Als Regel gilt: Was fürs Herz gut ist, ist auch fürs Hirn gut.

Zuletzt fütterte Joseph seine Ratten mit Walnüssen, mit denselben positiven Ergebnissen. „Angesichts der zahlreichen in Walnüssen enthaltenen Verbindungen wie essenziellen

Fettsäuren, pflanzlichen Omega-3 Alpha-Linolensäuren (ALA), Polyphenolen und Antioxidantien sind diese Ergebnisse nicht wirklich überraschend“, sagt Joseph. Was den Ratten guttut, wird auch den Menschen von Nutzen sein. „Sieben bis neun Walnüsse täglich würden helfen, die kognitiven Fähigkeiten zu verbessern.“

Josephs Erkenntnisse sind wichtig in einer Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft, in der Kopfarbeiter immer höhere Ansprüche erfüllen müssen. Und sie sind wichtig für alle, die mit zunehmendem Alter Vergesslichkeit an sich beobachten oder ihre älteren Angehörigen in Demenzerkrankungen wie Alzheimer verlöschen sehen. Die Angst, selber dement zu werden, ist nicht unbegründet. Neuere Forschungen deuten auf eine mögliche genetische Disposition für Alzheimer hin.

„Sieben bis neun Walnüsse täglich würden helfen, die kognitiven Fähigkeiten zu verbessern.“

JAMES JOSEPH,
NEUROLOGE

Aus diesem persönlichen Grund hat die Wissenschaftsjournalistin Sue Halpern eine Entdeckungsreise quer durch die amerikanische Neurowissenschaft gemacht und darüber ein spannendes Buch mit dem Titel *Can't Remember What I Forgot* geschrieben. (Die eben erschienene deutsche Ausgabe trägt den nichtssagenden Titel *Memory! Neues über unser Gedächtnis*.) Halpern hat Kapazitäten der Hirnforschung wie James Joseph ausfindig gemacht und jeden Hirnscan ausprobiert, der ihr angeboten wurde. Nicht nur aus wissenschaftlichem Interesse, sondern aus Angst vor ihrer Zukunft: Ihr Vater litt an



Was im Oberstübchen passiert, war lange Zeit ein Rätsel. Bis die Techniker mit den bildgebenden Verfahren die Terra incognita eroberten. Foto: Bilderbox.com

einer Demenzerkrankung. Auch Halpern hatte begonnen, jede Vergesslichkeit als Zeichen zu deuten. Das beruhigende Ergebnis der Hirnscans: alles ganz normal.

Das Rezept: Move your ass

Gene hin oder her – die Neurowissenschaftler sind sich einig, dass es wirksame Mittel zur Prävention von neurodegenerativen Erkrankungen gibt. Es sind die gleichen wie zur Vorbeugung von Herz-Kreislauf-Erkrankungen und Diabetes. Neben gesunder Ernährung ist es vor allem Bewegung. Das hat eine Langzeitstudie des Karolinska Instituts in Stockholm ergeben. Rund 1500 Personen, die zum Stichtag der Studie mindestens 69 Jahre oder älter waren, sind seit 1972 alle fünf Jahre untersucht worden. Jene, die regelmäßig Sport betrieben, hatten eine um 50 Prozent höhere Wahrscheinlichkeit, keine Demenzerkrankung zu entwickeln. Personen, die eine genetische Disposition für Alzheimer hatten und Sport betrieben, konnten ihr Risiko noch stärker reduzieren. Also Grund genug, alle Couch Potatoes mit einer

Vorliebe für Junk Food auf eine gründliche Änderung ihres Lebensstils einzuschwören.

Auf die massenwirksame Tour versucht es Gary Small, Neurologe an der University of California in Los Angeles. Da Menschen auf schnelle Ergebnisse stehen, verspricht er sie in seinem Buch *The Memory Prescription: Dr. Gary Small's 14-Day Plan to Keep Your Brain and Body Young*. Das Rezept: Gedächtnisübungen, Bewegungen, Stressreduktion und eine Ernährung, die alle für das Hirn wichtigen Stoffe enthält.

Klar muss das Rezept länger als 14 Tage gelebt werden, gesteht Small seinen Verkaufstrick. Doch für den Einstieg sei der Plan hilfreich. In einer Studie mit 17 ausgewählten Personen, von denen eine Hälfte sein Aktivitätsprogramm durchführte und die andere so weiterlebte wie bisher, stellte Small tatsächlich messbare Unterschiede zwischen beiden Gruppen fest. Die Studie wurde im *American Journal for Geriatric Psychiatry* im Juni 2006 publiziert.

Ein ähnliches Rezept, aber leisere Töne beim Verkauf ha-

ben der Wiener Neurologe Udo Zifko und die Ernährungsexpertin Ingrid Kiefer mit ihrem Ratgeber *Fit im Kopf*.

Wie drängend das Problem von Demenzerkrankungen auf globaler Ebene ist, hat ein Team von zwölf Experten studiert und im Dezember 2005 in *The Lancet* publiziert. Ihrer Schätzung nach litten bereits damals 24 Mio. Menschen an Demenz. Im Jahr 2040 würden es 81 Mio. Personen sein.

Fieberhafte Forschung

Derzeit gibt es kein Medikament, das den Verfall des Gehirns von Alzheimer-Erkrankten verhindert. Angesichts des potenziellen Marktes wird fieberhaft geforscht. Einer der möglichen Kandidaten für einen Durchbruch ist das österreichische Biotechnologieunternehmen Affiris, das derzeit klinische Prüfungen von Impfstoffen durchführt. Der US-Neurologe und Medizin-Nobelpreisträger Eric Kandel erwartet, dass demnächst Medikamente auf den Markt kommen.

Doch unabhängig davon empfiehlt es sich, laufen zu gehen und Heidelbeeren zu essen.



KONICA MINOLTA

The essentials of imaging

Welcher **bizhub Typ** sind **Sie**? Und welcher **passt zu Ihnen**?



Der Kommunikationsprofi

Er übermittelt automatisch Zählerstände und bestellt Verbrauchsmaterialien. Er ist besonders anschluss-freudig und surft am liebsten im Inter- oder Intranet.

- **bizhub nach Wahl**
- **i-Option Internet-Kit**
- **erweiterte iCARE-Fernwartung**
- **USB-Anschluss**

Typberatung auf www.konicaminolta.at/bizhub





Traum und Wirklichkeit der Reisebranche

Personalisierte Pauschalreisen sind das Gebot der Stunde. Geld lässt sich damit auch verdienen. Der derzeitige Stand der Technik erlaubt jedoch wenig Spielraum, und neue Lösungen harren der Verbreitung.

Irina Slosar

Die Welt ist zwar noch nicht zur Gänze online erhältlich, doch die Informationstechnologie spielt eine wesentliche Rolle in jedem Geschäftsleben. Der Tourismus ist davon wohl am stärksten betroffen, denn beinahe jede Reise beginnt mit Google. Welcher Anbieter kann sich da noch leisten, nicht ausfindig, erreichbar und buchbar (eventuell auch stornierbar) zu sein?

Das deutsche Institut für E-Tourismus und der Tourismuskonzern Thomas Cook organisierten ein Workshop zur Zukunft des E-Tourismus, dessen Ergebnis in einem Thesepapier zusammengefasst wurde. Es definiert die Herausforderungen, vor denen die Touristik steht, und die Probleme, mit denen sich die Branche auseinandersetzen muss.

Die Bedürfnisse der Reisenden werden immer differenzierter. Sie erwarten sehr individuelle, persönlich zugeschnittene Angebote. Um diese zu schnüren, benutzen die Reisevermittler Informationstechnologie, deren Systeme für solche Aufgaben zu starr sind: Die Daten befinden sich in nicht standardisierten Formaten und können nur mit viel Aufwand ausgetauscht werden. Die Schnittstellen sind geschlossen, um weitere, vor allem kleinere, aber speziellere Anbieter anzubinden. Ihre Systeme sind proprietär und teuer. Hier ist wenig Spielraum für Individualisierung offen. Full-Service-Angebote der großen Player und ihrer etablierten Partnerstrukturen sind dadurch nicht sehr flexibel.

Personalisierte Pauschalreise

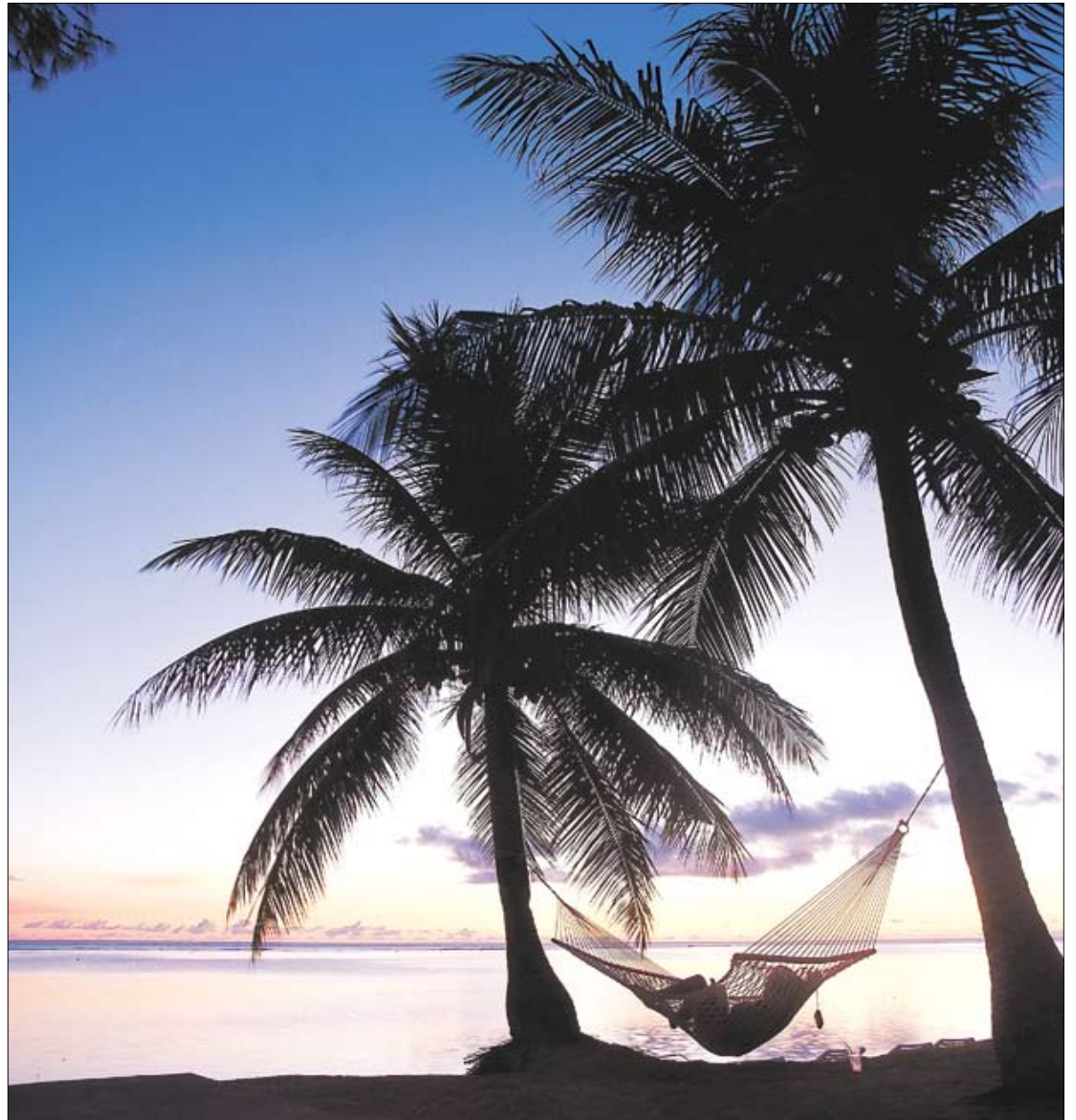
Die neue Devise heißt daher „Best Service“, auf Kundenwünsche eingehend, individualisiert. In technische Sprache übersetzt heißt Individualisierung Modularisierung. Es sollen in Zukunft modularisierte Ser-

vices angeboten werden, aus denen der Reisende oder der Reisevermittler frei wählen und individualisierte Angebotspakete schnüren kann.

Zusätzlich zum Hotelzimmer kann auch ein Fahrrad geliehen, ein Taucherkurs gebucht, ein Skipass gekauft oder ein Konzertticket reserviert werden. Die Reiseveranstalter und Vermittler verwenden API (Application Programming Interfaces, deutsch für offene Programmschnittstellen), Widgets, semantische Technologien und Web 2.0-Technologien, um diese bestens zu integrieren. Darin besteht die Möglichkeit – auch für neue Portale –, einen Markt für sich zu finden und neben den großen Playern zu überleben. Seit die These über „Long Tail“, dass Nischenmärkte genauso erfolgreich sind wie der Massenmarkt, von mancher Erfolgsstory bestätigt wurde, könnte eine Vermehrung von Vertriebskanälen für einzelne Serviceanbieter wie auch Reiseveranstalter ein lukratives Geschäft werden.

Eventuell alles nur Zukunftsmusik? Katharina Siorpaes von STI Innsbruck stellte im Rahmen ihrer Studie zur semantischen Ontologie (Daten werden automatisch erfasst und verarbeitet) für die Tourismusbranche fest, dass noch vor Kurzem im Angebot des österreichischen Buchungsportals Tiscover acht von zehn Hotels keine aktuelle Verfügbarkeit ihrer Zimmer lieferten. Rund 73 Prozent der Hotels hatten nicht einmal eine Preisliste angegeben. Wie kann man daraus modularisierte und personalisierte Angebote schnüren? Ebenso angebracht ist die Frage, warum überhaupt so ein Zustand herrscht.

Seekda.com, ein Spin-off der STI Innsbruck, ging diesem Problem nach und stellte fest: Die Kanäle für den Online-Vertrieb der freien Zimmerkontingente sind zeit- und kostenaufwendig.



Urlauber buchen ihre Traumreise verstärkt über das Internet. Doch die Vernetzung der verschiedensten Angebote bietet noch nicht den erwarteten Komfort. Foto: Photos.com

Größere Hotelketten haben dafür teure IT-Lösungen und ausreichend IT-Ressourcen, doch für kleinere und mittlere Unternehmen in der Hotelbranche ist es nicht leistbar, das Internet „im vollen Umfang“ zu nutzen, also als einen vollautomatisierten Vertriebskanal auszubauen. Sollte ein Hotel zehn verschiedene Portale wie Tiscover mit eigenem Angebot beliefern, bräuchte es eine hoch qualifizierte Arbeitskraft, um diverse Schnittstellen zu bedienen und dann täglich mehrere Stunden Arbeit, um die geforderte Aktualität zu warten.

Schlanke Lösung gefragt

Seekda ist wissenschaftlich im Bereich Datenmediation, Servicekomposition und

semantische Technologie tätig. So erkannte man in dieser Problematik eine Herausforderung für eigene Technologien und entwickelte eine neuartige Produktpalette, die auf Anhieb vielen „Thesen“ zur Zukunft des Tourismus Fleisch zu geben scheint.

Channel Manager ist ein Produkt für Hoteliers zur Distribution und Aktualisierung von Buchungsinformationen in allen verfügbaren indirekten Online-Vertriebskanälen über ein einziges Web-Interface. Dynamic Shop ermöglicht Hoteliers sowie Anbietern von touristischen Dienstleistungen ihre Palette durch Einbindung zusätzlicher lokaler touristischer Leistungen (zum Beispiel Skipässe, Event-Tickets, Flughafen-Shuttle und

Ähnliches) zu erweitern und so ein individualisiertes Angebot aus einer Hand an einem Ort zu bündeln. Dynamic Link ermöglicht jedem Portalbetreiber beziehungsweise Reiseveranstalter die Anbindung diverser vorhandener Tourismusedienste rund um sein Thema oder um seine Region.

Die Chancen für die Entstehung neuer kooperativer Netzwerke rund um den Tourismus, die auch kleinere und kleinste Anbieter integrieren, scheinen gegeben zu sein. Ihnen soll möglichst sein, ganz individuelle Reisebedürfnisse zu befriedigen. Ob diese Technologien und ein kleines europäisches Spin-off die Kraft haben, die Karten auf dem Markt neu zu mischen, wird sich noch zeigen.



Monika Kircher-Kohl: „Wir haben eine Innovationsinitiative gestartet, Zukunftsfelder identifiziert und zu forschen begonnen, ohne von unseren Industriepartnern beauftragt worden zu sein. Eines dieser Felder ist Elektromobilität.“ Die Infineon-Austria-Vorstandsvorsitzende sucht nach Wegen, wie sich Villach im globalen Markt behaupten kann.

Überlebenskampf im Hochlohnland

Margarete Endl

Die Wirtschaftskrise hat die Halbleiterindustrie weltweit hart getroffen. Auch der deutsche Konzern Infineon ist davon gezeichnet. Im Jänner wurde die Infineon-Tochter Qimonda, ein Speicherchip-Hersteller mit 12.000 Beschäftigten, insolvent. Nach einem Käufer wird noch immer gesucht. Infineon hat, so wie die anderen großen Chip-Produzenten, in den vergangenen Jahren hohe Verluste eingefahren.

In dieser heiß umkämpften Branche versucht Infineon Österreich, mit bahnbrechender Forschung in einem Hochlohnland zu bestehen. Rund ein Drittel der bei Infineon Austria beschäftigten 2900 Personen arbeitet in Forschung und Entwicklung – an den Standorten Villach, Graz und Linz. In Villach werden Mikrochips für die Automobil- und Industrieelektronik produziert. Weltweit beschäftigte der Konzern Ende 2008 rund 28.000 Personen, davon 10.000 in Deutschland und 13.000 in Asien. Durch die Wirtschaftskrise hat sich die Beschäftigung seither verringert.

Welche Strategien Villach fährt, um noch bessere, dünnere und smartere Produkte zu schaffen, schildert Infineon-Austria-CEO Monika Kircher-Kohl. Sie war zehn Jahre Vizebürgermeisterin in Villach, bevor sie Ende 2000 in einem Überraschungscoup von Infineon in den Vorstand geholt wurde. Seit 2007 ist die Wirtschaftswissenschaftlerin Vorstandsvorsitzende von Infineon Austria.

economy: Ein Handy mit MP3-Player, Radio und Kamera kostet um die 60 Euro. Das ist unheimlich billig im Vergleich zu anderen Dingen. Wie ist das möglich, wie geht es weiter?

Monika Kircher-Kohl: Elektronische Chips für Handys sind ein Massengeschäft, wo man durch ganz hohe Stückzahlen und Effizienzfortschritte in der Produktion solche niedrigen Preise erzielt.

Auch Infineon produziert Chips für Handys. Wie kann ein europäischer Konzern gegen Konkurrenz aus Asien bestehen?

So kann man die Frage eigentlich gar nicht mehr stellen. Infineon ist zwar ein europäisches Unternehmen, aber schon lange global aufgestellt. Wir haben Werke in China, Malaysia und Singapur. In Villach produzieren wir hochwertige Energiesteuerchips. Massenchips für Handys stellen wir schon lange in Asien her. Doch hochwertige Entwicklungen für Handys machen wir auch in Europa, zum Beispiel in Linz.

Was machen Sie in Linz?

In Linz sind wir an einem Entwicklungszentrum beteiligt, das im Bereich Radarsysteme und Hochfrequenztechnologie für Handys forscht und eng mit der Universität verbunden ist. Es wurde gemeinsam mit den Universitätsprofessoren Richard Hagelauer und Robert Weigel gegründet.

Die wichtigste globale Herausforderung ist, überall Wohlstand zu schaffen: Asien und Afrika aus der Armut zu holen und gleichzeitig in Europa und Amerika den Wohlstand zu halten. Wie geht das?

Zum einen durch Bildung und Ermächtigung von benachteiligten Gruppen. Da würde ich nicht nur von Asien und Afrika reden, sondern auch darüber, wie wenig die Integration von Migrantenkindern bei uns funktioniert und wie schlecht das Bildungssystem für sie ist. Zum anderen sind Mindeststandards notwendig, die nicht nur auf dem Papier stehen. Internationale Organisationen müssen das Pouvoir haben, ökologische und soziale Standards in der Realität durchzusetzen.

In China und Indien gibt es nicht nur billige, sondern auch hoch qualifizierte Arbeitskräfte. Der New York Times-Journalist Thomas L. Friedman beschreibt im Buch „Die Welt ist flach“, wie qualifizierte Ar-



Kavalier Heinz Fischer hilft der Infineon-Austria-Chefin Monika Kircher-Kohl in die Reinraum-Kluft. Foto: APA/Gert Eggenberger

beit von den USA nach Indien wandert.

Wir dürfen die Bildungsoffensive der südostasiatischen Länder keinesfalls unterschätzen. In China gibt es 700 Studierende im Fach Leistungselektronik. Wir haben mit der TU Graz vereinbart, dass sie Leistungselektronik promotet. Wir brauchen Experten für die Energiespeicherchips. Wenn aber von den 700 chinesischen Studierenden nur zehn Prozent top sind,

sind das mehr Leute, als wir in ganz Europa finden könnten.

Wie kann Europa da bestehen?

Ich bin glühende Europäerin und davon überzeugt, dass unsere Art des vernetzten Denkens und Handelns ein Wettbewerbsvorteil sein wird. Jene Regionen werden sich durchsetzen, die die Prozesse zwischen Forschung, Produktion und Anwendung am besten beherrschen und die demokratische Strukturen haben.

Sie meinen, Demokratie bietet einen Vorteil beim Forschen?

Demokratie verlangt von mündigen Bürgerinnen und Bürgern eigenständiges Denken und Zukunft-Gestalten. Auf die Wirtschaft umgesetzt ist dieses System langfristig stabiler. Kurzfristig bringt vielleicht ein hierarchisches, obrigkeitshöriges System mit guten Kostenpositionen schnellere Erfolge.

Auch in China wird sich die Demokratie entwickeln.

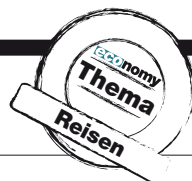
Es liegt mir fern, China demokratische Fortschritte abzusprechen. Doch Umwelt, Altersvorsorge und Migration sind ein riesiges Problem. Wenn wir in Europa unsere Stärken bewusst ausbauen, haben wir keine schlechten Karten. Dass Villach heute weltweit das Kompetenzzentrum für Energieeffizienzchips ist und die größte Fabrik hat, ist nicht aufgrund der Faktorkosten erklärbar.

Wie ist es erklärbar?

Am Anfang stand wahrscheinlich der Überlebenskampf. Zu wissen, dass man in Villach, in einem Hochlohnland, mit der Produktion von Speichertechnologie nicht überleben kann. Meine Vorgänger haben früh genug Schritte gesetzt, damit es uns 15 Jahre später noch gibt. Sie haben sich auf die richtigen Themen konzentriert und nicht mit viel Kraft an den falschen festgehalten. Der Bereich Leistungselektronik war intern eine Marktlücke. Heute produzieren wir Scheiben, die so dünn sind wie ein menschliches Haar.

Was tun Sie, damit es Infineon Villach in 15 Jahren noch gibt?

Wir haben eine Innovationsinitiative gestartet, Zukunftsfelder identifiziert und zu forschen begonnen, ohne von unseren Industriepartnern beauftragt worden zu sein. Eines dieser Felder ist Elektromobilität. Die Krise hat das Thema Energie hochaktuell gemacht. Wir können nun schneller Lösungen anbieten als andere Halbleiterhersteller. Das freut uns sehr.



Vor der Reise schnell ein Online-Trip

Mit etwas Recherche auf Reiseportalen lässt sich Geld sparen – nicht unbedingt zum Schaden der Reisebüros.

Arno Maierbrugger

Die Bedrohung der klassischen Reisebürobranche durch das Internet wird von dieser nur bedingt wahrgenommen. Zwar ist der Anteil jener Kunden, die per Internet buchen, in den letzten Jahren rasant angestiegen, doch sehen die Reisebüros dies lediglich als erweiterten Vertriebsweg denn als Konkurrenzgeschäft, als E-Commerce sozusagen. Dieser Meinung ist zumindest Edward Gordon, Obmann des Fachverbandes Reisebüros der Wirtschaftskammer und selbst Inhaber eines Reisebüros. Die Branche verzeichne „keine Geschäftseinbrüche“, da das Internet „eine Ergänzung“ zur klassischen Buchung und kein Ersatz sei.

Mag sein. Kunden informieren sich vorher ausgiebig im Internet, viele zögern aber noch – besonders bei teureren Fernreisen –, per Kreditkarte im Web zu buchen. Viele haben auch schlicht keine Zeit, um sich ihre Reise per Mausclick selbst



Schnäppchenjäger finden unschlagbare Angebote für Reisen aller Art im Internet, doch das Suchen und Vergleichen ist auch sehr zeitintensiv. Reisebüros können hier von Vorteil sein. Foto: Photos.com

zusammenzustellen, und lassen sich diese Dienste beim Reisebüro auch etwas kosten. Und schließlich sind viele Internet-Angebote auf den Reiseportalen ohnehin Portfolioangebote der Reiseagenturen. Wer etwa auf der Restplatzbörse bucht, macht zwar ein Schnäppchen, pilgert dann aber doch in die Zweigstelle, um sich sein Ticket abzuholen. Und die Reisebüro-Marge bezahlt er auch mit.

Wer allerdings genug Vertrauen in die Internet-Buchung hat, sich die Zeit für ein paar Recherchen nimmt und ausreichend Portale durchforstet, wird von den Schnäppchen begeistert sein, die sich hier offenbaren. Allein aus der Kombination von Billigflügen lässt sich gegenüber Linienangeboten eine gehörige Stange Geld sparen, und wenn man noch dazu sein Hotel direkt per Web

bucht, schauen die klassischen Reisebüros völlig durch die Finger.

Ein Beispiel: Ein Linienflug der Austrian Airlines nach Dubai und retour wird in der billigsten Variante (Redticket) um etwa 500 Euro angeboten. Wer allerdings eine Kombination von den Billigfliegern Sky Europe und Air Arabia (mit Umsteigen in Athen oder Istanbul) bucht, kommt mit 160 Euro

deutlich billiger weg. Dasselbe gilt für Direktbuchungen für Hotels in der Region, die sich in der momentan eher moderat gehaltenen Buchungslage mit Schnäppchenangeboten nur so überschlagen.

Einfache Eigenrecherche

Kostenbewusste Reisende werden unter Einsatz einer Tiefenrecherche etwa auf Opodo.de, Hotel.de oder Expedia.com sicherlich gute Kombinationen zusammenstellen können, die ihnen ein Reisebüro nicht bieten kann, da es an die Pakete der Reiseveranstalter gebunden ist. Andererseits wiederum gibt es Last-Minute-Angebote im Abverkauf, für die wiederum die Reisebüro-Marge gut investiert ist.

Worauf Reisebüros allerdings keinesfalls verzichten dürfen, ist eine aktive Teilnahme am Buchungs-E-Commerce. Wer das Internet leugnet oder seine Mechanismen und sein Potenzial nicht erkennt, hat schon verloren.

Notiz Block



Datenrettung zum Fixpreis

Datenverlust kommt meistens unerwartet, oftmals wenn es besonders unangenehm ist, wie kurz vor oder kurz nach der Ferienzeit. Die Datenretter von Kroll Ontrack nehmen die aktuelle Urlaubssaison zum An-

lass, um mit einer Sonderaktion den betroffenen Kunden schnell wieder zu den wertvollen Daten zu verhelfen. Wer bis zum 30. September einen Datenverlust bei einer Einzelfestplatte (Linux, Mac OS oder Windows) hat, erhält die Datenrettung zum einmaligen Fixpreis. Für die All-Inclusive-Datenrettung

bei logischen Fehlern (Fehler, die durch die Beschädigung der logischen Struktur der Festplatte entstehen, wie zum Beispiel durch versehentliche Löschung oder Viren) beträgt der Vorzugspreis 399 Euro. Für Datenrettung bei physikalischen Fehlern (Fehler, die durch physikalische Beschädigung der Festplatte entstehen, wie zum Beispiel durch einen Headcrash) beträgt der Vorzugspreis 799 Euro.

www.ontrack.at

Quanten-Chips made in A

Quantencomputer könnten in Zukunft eine Rechenkraft erreichen, die alle heutigen Computer in den Schatten stellt. Auf dem weiten Weg zum Computer mit Quanteneigenschaften gelang Physikern an der Yale Universität (USA) unter Beteiligung der Technischen Universität (TU) Wien nun ein bemerkenswerter Fortschritt: Johannes Majer

vom Atominstitut der TU führte erfolgreich Rechnungen mit Quantencomputerchips durch. Seit Jahren versuchen Physiker, dem Traumziel Quantencomputer näherzukommen. Ganz unterschiedliche technologische Ansätze wurden dabei bereits getestet. Johannes Majer und seine Kollegen setzen auf supraleitende Schaltkreise, in denen bei tiefsten Temperaturen (ein Fünftel Grad über dem absoluten Nullpunkt) elektronische Quantenüberlagerungen erzeugt werden können. Und sie schaffen es nun, mit diesen überlagerten Zuständen (den sogenannten Qbits) Rechenaufgaben zu lösen. An der Yale Universität, in der Gruppe von Rob Schoelkopf, gelang es Johannes Majer und seinen Kollegen, zwei Quantenzustände auf einem Computerchip zu koppeln und damit erfolgreich einfache Rechnungen durchzuführen. Damit ist bewiesen, dass Quantenrechnungen in supraleitenden Computerchips tatsächlich möglich sind.

Youtube vor Facebook

Eine aktuelle „Social Media“-Studie rund um die Nutzung von Web 2.0-Plattformen, die von Marketagent.com in Kooperation mit der Agentur für Neue Medien Netural Communication durchgeführt wurde, bringt interessante Ergebnisse zutage: Facebook, StudiVZ und Netlog haben einen besonders treuen und loyalen Nutzerkreis mit einer starken Bindung an die jeweilige Plattform. Je jünger die Nutzer, desto aktiver sind sie auf Social-Media-Seiten im Internet. Jeder dritte User hat starke Bedenken, Persönliches auf Social-Networking-Webseiten zu posten, jeder Zweite ist diesbezüglich zumindest etwas beunruhigt. Youtube (gestützte Bekanntheit: 83,4 Prozent), Facebook (70 Prozent) und My Space (66,4 Prozent) gehören laut Studienergebnis zu den drei mit Abstand bekanntesten Social-Media-Plattformen unter Österreichs Nutzern. *kl*



be part of it —
think networks

- Der **VTÖ** ist
- die Interessensvertretung des Netzwerkes österreichischer Technologiezentren
 - Impulsgeber regionaler Innovationsaktivitäten
 - Unterstützer regionaler Wirtschaftsentwicklung
 - Initiator und Träger von Netzwerkprojekten

Damit leistet der **VTÖ** einen aktiven Beitrag zur Stärkung des Wirtschaftsstandortes Österreich und zur Sicherung sowie Schaffung regionaler und innovativer Arbeitsplätze!

www.vto.at



Maissirupcola und Schummelschinken

Maissirup süßt in Amerika alles von Sprudelgetränken bis Schinken. In Österreich stoßen Konsumenten unterdessen auf Schummelschinken und Analogkäse. Ein neuer Dokumentarfilm aus den USA erinnert an die Macht der Kunden an der Supermarktkassa: Jeder Lebensmitteleinkauf kann ein politisches Statement darstellen.

Alexandra Riegler

Den USA vergeht gerade ein Appetit. Seit der Dokumentarstreifen *Food Inc.* in den Kinos anlief, in dem Filmemacher Robert Kenner die steakverliebte Nation erinnert, was ihr mit den preisgünstigen Fleischstücken tatsächlich auf den Teller kommt, hat das Thema landwirtschaftliche Massenproduktion einen festen Platz in den Abendnachrichten. Kenner macht in dem Film deutlich, dass es die lange Hand der Maislobby ist, die bestimmt, was vor allem den billigen Lebensmitteln der Amerikaner zugesetzt wird: vom mit Mais gefütterten Rind bis zum Sprudelgetränk, das mit Maissirup gesüßt ist.

Filmkritiker David Edelstein vom *New York Magazine* fühlt sich durch *Food Inc.* an die Filmtrilogie *Matrix* erinnert. Es ginge ebenfalls um „Menschen, die herausfinden, dass sie in einer virtuellen Scheinwelt leben und diese für die Wirklichkeit halten. Das ist der Stoff, aus dem die paranoidesten Science-Fiction-Geschichten sind.“

Billiger Maissirup

Der Dokumentarfilm nimmt vor allem die fadenscheinigen Methoden der Saatguthersteller, allen voran Monsanto, unter die Lupe. Über genetisch manipulierte Saat kommt Kenner auf Mais und seine besondere Geschichte in den USA zurück. Vor 30 Jahren noch waren Maiskolben, die auf den Feldern in Iowa wuchsen, schmackhaft und nährstoffreich. Seit diese zu Tierfutter verarbeitet und in Treibstoff umgewandelt werden, steht Geschmack nicht mehr im Vordergrund.

Bis Anfang der 1970er Jahre wurden Bauern finanziell unterstützt, damit sie nicht zu viel Mais anbauten. Mit einem neuen Landwirtschaftsminister kam der Umschwung. Warum weniger produzieren, wenn stattdessen Lebensmittel billiger werden könnten? Innerhalb weniger Jahre geriet die Produktionsmenge außer Kontrolle. Um den Überschuss zu ver-

werten, wurden neue Produkte entwickelt. Das wichtigste Produkt dabei: Maissirup. War die Herstellung in den 1960er Jahren noch viel zu kostspielig, hatte das süße Konzentrat bis in die 1980er Jahre hinein längst den teureren Zucker verdrängt. Tatsächlich liegen die durchschnittlichen Kosten für Ernährung in den USA bei rund 17 Prozent des Einkommens und damit unter den Ausgaben in Mitteleuropa.

Weil nicht nur auf mehr Fläche angebaut wurde, sondern die neuen Pflanzenzüchtungen auch tolerieren, näher beisammenzustehen, lassen sich von einem Hektar heute gut zweieinhalb Tonnen Mais ernten. Genießbar sind die gelben Körner nicht, zumal sie für die Weiterverarbeitung gedacht sind: als Rohmaterial für Tierfutter, für Ethanol und Süßstoffe.

Fettes Maisschnitzel

Verfüttert wird der Mais vor allem an Rinder, damit diese schneller an Gewicht zulegen – was noch schneller geht, wenn sie sich nicht bewegen. Die Umstellung wird den Grasfressern über die Zugabe von Antibiotika im Futter schmackhaft gemacht. Die Folgen der veränderten Nahrungskette sind erheblich. Die Umweltverschmutzung der Rinderfarmen gleicht jener mittlerer Kleinstädte. Das Muskelfleisch der Rinder sieht indes dem Fettgewebe ihrer grasfressenden Verwandtschaft ähnlich: Die Menge an gesättigten Fettsäuren im Fleisch übersteigt jene herkömmlich herangezogener Kühe deutlich.

US-Amerikaner essen nicht nur mehr Fleisch als der Rest der Welt, sondern auch ungesünderes, das zudem noch überaus billig zu bekommen ist. All diese Faktoren lassen Diabetes bei jungen Erwachsenen sprunghaft ansteigen, insbesondere in einkommensschwachen Bevölkerungsschichten. Die Folgekosten für das Gesundheitssystem sind enorm. „Unsere Art zu essen hat sich in den letzten 50 Jahren deutlicher verändert



Nicht nur US-amerikanische Konsumenten scheinen alle „Lebensmittelschandaten“ mit einem Lächeln hinzunehmen. Foto: Photos.com

als in den letzten 10.000“, resümiert Eric Schlosser, Autor des Buches *Fast Food Nation*, in *Food Inc.*

Analogkäse in Österreich

Die Dichte industriell veränderter Lebensmittel in österreichischen Supermarktregalen ist weit geringer. Dennoch wurden Konsumenten in den letzten Mo-

naten auf Produkte wie „Schummelschinken“ und „Analogkäse“ aufmerksam. Analogkäse ist unter anderem auf Tiefkühlpizzen zu finden. Die Produktion ist billiger, auch ist kein Reifungsprozess notwendig. Laut Angaben der Hersteller hält das Käse-Imitat auch der Hitze im Backrohr besser stand. Erreicht wird die käseartige Be-

schaffenheit durch pflanzliche Fette, die die Milchfette ersetzen. Hinzu kommen Emulgatoren, Aroma- und Farbstoffe sowie pflanzliches Eiweiß. Ages, die österreichische Agentur für Gesundheit und Ernährungssicherheit, weist zudem daraufhin, dass Fett- und Cholesteringehalt beim Kunstkäse geringer sind. Bei „Schummelschinken“ wird ein gewisser Fleischanteil durch Stärke ersetzt.

Den Konsumenten wird daher ein genaues Studium der Inhaltsstoffe angeraten. „Wenn Schinkenverschnitt, Schinkenteile oder Sonstiges draufsteht, dann bitte die Finger davon lassen“, rät Silvia Rubik vom Gemeinderatsausschuss für Konsumentenschutz.

Trendwende?

Die verstärkte Öffentlichkeit, die das Thema in den USA erhält, nährt die Hoffnung auf Veränderung. Michelle Obama ließ zuletzt aufhorchen, dass sie ihren Töchtern keine mit Maissirup gesüßten Lebensmittel mehr vorsetzt, zumal diese mit Diabetes in Verbindung gebracht werden. Pepsi reagierte im Frühjahr auf den Trend und brachte sogenannte „Throwback“-Varianten seiner Limonaden auf den Markt. Acht Wochen lang konnten Konsumenten unter anderem Cola mit echtem Zucker kaufen. Ob der Konzern die Getränke auch weiterhin anbieten wird, bleibt allerdings abzuwarten.

Gesunde Ernährung ist zweifellos eine Frage der finanziellen Möglichkeiten. Gary Hirshberg, CEO des Biomilch-Unternehmens Stoneyfield Farms, zeigt sich in *Food Inc.* überzeugt, dass jeder Lebensmitteleinkauf ein politischer Akt sein könne. „Die Ironie ist, dass der durchschnittliche Konsument überzeugt ist, nicht viel Macht zu haben. Aber glauben Sie mir, das genaue Gegenteil ist wahr.“ Dass Walmart zwischen langen, mit billigen Fertiggerichten gefüllten Regalreihen Milch ohne künstliche Wachstumshormone anbiete, sei nur auf das Konsumverhalten zurückzuführen.



Michael Haltzel: „Die Obama-Regierung würde sich keinesfalls zu einem Militäreinsatz entschließen, wenn es nicht die absolut letzte Möglichkeit wäre. Davon bin ich überzeugt.“ Der Experte für transatlantische Beziehungen spricht über die neue Chemie zwischen Europa und den USA und notwendige Verantwortung im Mittleren Osten.

„Obama hat den richtigen Ton getroffen“

Alexandra Riegler Charlotte/USA

economy: : *Nach Jahren belasteter transatlantischer Beziehungen sind die Erwartungen an eine Trendwende unter Präsident Obama groß. Erkennen Sie bereits Verbesserungen?*

Michael Haltzel: Oh ja, ganz bestimmt. Ich glaube, die Länder Europas haben jetzt fast ausnahmslos mehr Vertrauen in die USA. Alle Meinungsumfragen deuten in diese Richtung. Ich erwarte von unseren Freunden und Alliierten nicht, dass sie stets einer Meinung mit uns sind. Aber ich erwarte, dass sie im Zweifel für den Angeklagten sind. Und das war bei der letzten Regierung nicht der Fall.

Worin unterscheidet sich die US-Außenpolitik gegenüber Europa von jener von vor zwei Jahren?

Zum einen wurde der Irakkrieg, der in Europa höchst unpopulär war und ist, von der Obama-Regierung etwas heruntergefahren. Das Ganze passiert systematisch, sodass der Irak in der Lage sein sollte, sich selbst und friedlich zu verwalten. Vor zwei Jahren war das sicherlich der größte Streitpunkt zwischen den USA und Europa. Zum anderen gibt es Guantánamo. Dessen Schließung will die Obama-Regierung nun umset-

zen. Bei beiden Themen gibt es also ganz klare Unterschiede. Das verstärkte Engagement der USA in Afghanistan ist ein weiterer Punkt. Wir erwarten von unseren Nato-Alliierten, dass sie zumindest auch weiterhin vor Ort bleiben oder besser noch ihre Präsenz verstärken. Gemeint sind damit etwa Ausbildung der afghanischen Polizei und Armee oder eben Kampftruppen.

Besteht überhaupt eine Chance auf ein gutes transatlantisches Verhältnis, falls sich Europa nun doch gegen ein verstärktes Engagement in Afghanistan entscheiden sollte?

Erst kürzlich stellte der neue Nato-Generalsekretär Anders Fogh Rasmussen klar, dass Europa eine größere Rolle im Krieg in Afghanistan spielen sollte. Jede objektive Einschätzung der Lage zeigt meiner Ansicht nach, dass dies eine gleichermaßen europäische wie US-amerikanische Angelegenheit ist. Es ist für mich schwer nachvollziehbar, wieso Europäer das nicht verstehen sollten. Islamische Extremisten haben nicht nur am 11. September 2001 die USA attackiert, sondern auch Madrid und London. Außerdem gab es weitere Anschläge, die vereitelt werden konnten, zum Beispiel in Deutschland. Viele jener Extremisten wurden an der Grenze zwischen Afghanistan und Pakistan ausgebildet. Wir kämpfen ganz klar gegen die Taliban und al-Quaida, die nicht nur Terroristen sind, sondern auch die Rechte von Frauen und Kindern brutal verletzen. Sie sind antidemokratisch. Die Isaf (*Internationale Sicherheitsunterstützungstruppe in Afghanistan; unter Führung der Nato, Anm. d. Red.*) hat ein UNO-Sicherheitsratsmandat bekommen. Ich weiß nicht, was ein noch eindeutigerer Anlass sein sollte. Natürlich ist es ein schwieriger Krieg, der Menschenleben fordert. Aber Afghanistan ist kein amerikanischer Krieg und sollte nicht als solcher gesehen werden.



„Natürlich ist es ein schwieriger Krieg, der Menschenleben fordert“, sagt Haltzel über Afghanistan. Doch es ginge darum, gegen Terroristen und für die Menschenrechte zu kämpfen. Foto: EPA

Wie wichtig sind für einen Staatsmann Sympathiewerte, wenn er sich auf internationalem Parkett bewegt?

Ich will keine Prozentsätze zuordnen, aber die persönliche Chemie spielt in den Beziehungen zwischen Staatschefs ganz bestimmt eine Rolle. Freilich ist die Politik dahinter von elementarer Bedeutung, aber das ist ja naheliegend. Präsident Obama hat zu einigen europäischen Staatsleuten ein gutes Verhältnis aufgebaut. Es ist außerdem immer eine Frage, wie Persönlichkeit und Politik zusammenpassen. Aber da bin ich wirklich optimistisch. Hinzu kommt die öffentliche Meinung, und dabei spielt der persönliche Aspekt ganz klar eine Rolle. Und demokratische Staatsmänner sollten zumindest darauf hören, was ihre Bürger sagen. Zwei Umfragen der letzten Wochen besagen, dass Präsident Obama populärer in Deutschland ist als Bundeskanzlerin Angela Merkel und in Frankreich als Präsident Nicolas Sarkozy. Ich weiß nicht, ob das so bleiben wird. Aber in der deutschen und französischen Öffentlichkeit hat Obama ganz sicher den richtigen Ton getroffen.

Fällt es Präsident Obama damit leichter, Europa schwierige Themen zu verkaufen?

„Verkaufen“ gefällt mir nicht. Wird es einfacher, die Positionen der USA erfolgreich zu erklären, weil er populär ist? Ja. Das Wichtigste sind jedoch die Grundsätze, für die er eintritt. Wir sagen über einen guten Redner, dass er Eis an die Eskimos verkaufen kann. Aber darum geht es nicht. Ein amerikanischer Präsident kann auch seine engsten Alliierten nicht von einer Position überzeugen, die nicht mit deren Interessen übereinstimmt. Aber nichts, wofür Obama eintritt, geht gegen die Interessen der Europäer.

Beim Thema Irak stand eine „sanftere“ Vorgehensweise der Europäer der härteren Gangart der USA gegenüber. Was bedeuten diese Unterschiede heute?

Zur sanften und harten Gangart in Ihrer Fragestellung: dem stimme ich nicht zu. Beim Thema Irak und Militäreinsatz als letzter Ausweg gibt es auch innerhalb Europas verschiedene Meinungen, teilweise sogar Riesenunterschiede. Auch ziehen die USA eine harte Gangart

nicht einer weichen vor. Ein Militäreinsatz sollte immer der letzte Ausweg sein. Man kann argumentieren, dass der Irakkrieg ein Gegenbeispiel war. Die Obama-Regierung würde sich aber keinesfalls zu einem Militäreinsatz entschließen, wenn es nicht die absolut letzte Möglichkeit wäre. Davon bin ich überzeugt.

Wie gut arbeiten die USA und Europa im Kampf gegen die Rezession zusammen?

Auch da gibt es unterschiedliche Ansichten innerhalb Europas, wie die finanzielle Krise anzugehen ist. Länder wie Großbritannien folgen einem mehr oder weniger US-amerikanischen Modell. Andere, wie Deutschland, sorgen sich aus historischen Gründen mehr um die Inflation. Beim G20-Gipfel einigte man sich, nicht bei allen Themen einer Meinung zu sein. Auf der anderen Seite gibt es eine sehr enge Zusammenarbeit zwischen den Zentralbanken, und das ist das Wichtigste. Es wird seine Zeit dauern, bis wir aus der Krise heraus sind. Aber die Situation sieht Anfang August schon um einiges besser aus als zu Jahresbeginn.

Zur Person



Michael Haltzel ist Senior Fellow am Center for Transatlantic Relations der Johns Hopkins University. Von 1994 bis 2005 beriet er den Senator Joseph Biden in Europafragen. Foto: CTR

Bahn frei für innovative ICT-Lösungen

Gegen starke Konkurrenz hat T-Systems das Ausschreibungsverfahren für ein neues Vertriebssystem der ÖBB für sich entscheiden können. Der Auftrag, das strategisch wichtige Vorhaben der ÖBB-Personenverkehr AG in Angriff zu nehmen, bedeutet für T-Systems ein Volumen im zweistelligen Millionenbereich und eine Laufzeit von fünf Jahren.



T-Systems gewinnt die Ausschreibung des neuen Vertriebssystems „ticket4all“ der ÖBB, das Kunden ein einfaches und transparentes Buchungssystem in allen Vertriebskanälen zur Verfügung stellen wird. Foto: ÖBB

Besserer Kundenservice für 456 Millionen Fahrgäste

Das neue Vertriebssystem „ticket4all“ soll Kunden der ÖBB ein einfaches und transparentes Buchungssystem in allen Vertriebskanälen zur Verfügung stellen. Dazu soll im ersten Schritt eine gemeinsame technische Basis für alle Vertriebskanäle und ein umfassendes Internet-Reiseportal realisiert werden. In einem zweiten Schritt werden CallCenter 05-1717 der ÖBB und Personenkassen, danach die Fahrkartenautomaten an die neue Plattform angebunden werden. Die ÖBB legen besonderen Wert auf eine einfache Bedienbarkeit und schnelle Antwortzeiten des Systems. Neue Funktionen wie ein umfassendes Produktdefinitionssystem werden für vereinfachte, transparente Buchungsabläufe sorgen.

„Das von T-Systems angebotene Konzept hat uns positiv überrascht, weil es alle von uns gestellten Anforderungen sehr gut erfüllt und gleichzeitig flexibel den Raum für die Umsetzung neuer Ideen öffnet. Wir arbeiten laufend an Innovationen und Verbesserungen

für unsere Kunden. Das neue Vertriebssystem wurde von T-Systems genau dafür ausgelegt“, sagt Gerhard Weissinger, Projektleiter „ticket4all“ von den ÖBB.

Das System wird außerdem Optimierungen in Tarifen und Produktgruppen ermöglichen und so künftig Kundenanforderungen noch mehr gerecht werden. Alle Angebote der ÖBB werden vom Automaten bis zum Internet durchgängig und einheitlich verfügbar sein, wobei automatisch stets der optimale Tarif für den Kunden vorgeschlagen wird.

„Das neue Vertriebssystem für den Personenverkehr wird gänzlich in Österreich geplant und entwickelt. T-Systems bringt in diesem umfassenden Projekt seine Stärken in den Bereichen Systemintegration, Rechenzentrums Know-how und Netzwerkkompetenz ein - und liefert dabei alles aus einer Hand“, beschreibt Georg Obermeier, Vorsitzender der Geschäftsführung bei T-Systems in Österreich die relevanten Kriterien für den Projektauftrag.



Georg Obermeier, T-Systems Austria: „T-Systems bietet ein Komplettangebot aus IT und TK aus einer Hand“



Schmeicheln um die Gunst der Mächtigen

Lobbyisten sind die „fünfte Macht“ im Staate, und ihr Einfluss wird in einem intransparenter werdenden Politikprozess immer stärker. Ihr Netzwerk umfasst „Experten“, Public Relations und Thinktanks.

Arno Maierbrugger

Die Franzosen haben ein vornehmes Wort dafür: „antichambrieren“, die hohe Kunst des Klinkenputzens. Das Wort kommt von Antichambre, französisch für Vorzimmer. Antichambrieren bedeutet also nichts anderes, als sich im Vorzimmer der Mächtigen und der Entscheidungsträger zu tummeln und dort um Gunst zu schmeicheln, was vom 18. Jahrhundert an auch ausgiebig betrieben wurde.

Die moderne Form des Antichambrierens ist der sogenannte Lobbyismus, der das Ziel verfolgt, Interessen von gesellschaftlichen Gruppierungen oder Unternehmen bei den politischen Entscheidungsträgern zu deponieren und dort eine Entscheidung zugunsten des Lobbyisten herbeizuführen.

Hatte Lobbyismus früher einen eher negativen Beigeschmack in Form von politischer Beeinflussung, Schmeichelei bis hin zur offenen Korruption, ist er heute – obgleich sich an den Methoden nichts geändert hat – mehr oder weniger akzeptiert, wird sogar offen als „Beruf“ oder zumindest als Rolle ausgeübt.

Politische Grauzone

Es handelt sich dabei um eine „politische Grauzone von Machtstrukturen und Einflussstrategien“, wie Thomas Dürmeier, Vorstand der Initiative Lobby Control mit Sitz in Köln, erklärt.

Allein in Brüssel, dem Sitz der EU-Verwaltung, soll es Schätzungen zufolge zwischen 15.000 und 20.000 Lobbyisten geben – alles Leute, die einen gewaltigen Einfluss auf die Entscheidungsstrukturen haben und dies mit den unterschiedlichsten Mitteln zu erreichen versuchen. Das beginnt bei den sogenannten „Informationsveranstaltungen“ für Parlamentarier mit Gratis-

Imbiss und Spesenersatz und geht bis zu „Nebeneinkünften“ oder anderen Begünstigungen für Volksvertreter, um ein bestimmtes Abstimmungsverhalten zu erreichen.

In den meisten Fällen sind „Netzwerke hinter den Kulissen“ tätig, so Dürmeier, und nicht Einzelpersonen. Vielfach arbeiten Lobbyisten, wenn es um besonders wichtige Entscheidungen geht, kampagnenartig mit PR-Agenturen und den berühmten „Denkfabriken“ zusammen, um in einer koordinierten Lobbying-Aktion unter Einbindung der Presse und wichtiger Politiker Entscheidungen zu beeinflussen, geschehen etwa beim Tabakwerbeverbot oder bei den CO₂-Grenzwertbestimmungen für Autos.

Ein klassischer Fall von Lobbyismus gestaltet sich etwa so: Eine Interessenvertretung oder ein großes Unternehmen will eine Entscheidung des EU-Parlamentes zu ihren Gunsten herbeiführen. Zunächst werden als Experten getarnte Lobbyisten auf Entscheidungsträger angesetzt, gleichzeitig PR-Kampagnen in den Medien gestartet, wobei sich zeigt, dass die meisten Journalisten hierbei ungleich leichter zu beeinflussen sind als die Parlamentarier. Nötigenfalls fabrizieren Thinktanks entsprechende Studien, und schließlich wird die ganze Angelegenheit für das Europäische Parlament so komplex, dass die Dinge in einen Expertenausschuss ausgelagert werden. Dort kommen die Lobbyisten erst recht zum Zug.

Lobbyismus wird bereits als „fünfte Macht“ im Staat gesehen, und das ist keinesfalls übertrieben. In der neoliberalen Ära der beiden Bush-Regierungen wurde Politik fast gänzlich nur mehr über Lobby-Gruppen, Thinktanks und „Unternehmensinitiativen“ gemacht. Wobei politisches Lobbying überhaupt ein Charakteris-



In Brüssel gibt es Schätzungen zufolge bis zu 20.000 Lobbyisten, von denen nur ein Bruchteil registriert ist. Die Beeinflussung von Entscheidungsträgern ist Tagesgeschäft. Foto: APA/Holzner

tikum des Neoliberalismus ist, da diese politische Strömung die unterschwellige Beeinflussung des Staates für weitaus zielführender hält als die demokratische Willensbildung. Aber auch sozialdemokratisch geprägte Bewegungen, die Gewerkschaften, Bürgerbewegungen und Arbeitnehmerorganisationen, üben sich in der Kunst des Lobbyings. Während die Beweggründe Letzterer im Politikprozess nachvollziehbar sind, ist es bei Ersteren immer eine Grauzone, wer welche Einflussnahme finanziert.

„Denkfabriken“ steuern

Die stockkonservativen US-Thinktanks von Harvard beispielsweise waren maßgeblich am Entwurf der Golfkriege und des Irakkriegs mitbeteiligt, etwa die geheimnisvolle Rand Corporation, eine „Non-Profit-Or-

ganisation“, der politische Größen wie Donald Rumsfeld und Condoleezza Rice entsprungen sind. Andere Großlobbyisten in den USA sind Mitarbeiter des Investment-Riesen Goldman Sachs, die überall ihre Finger im Spiel haben, wo es nach Geld riecht. Viele ehemalige Goldman-Sachs-Mitarbeiter sind bei der Federal Reserve Bank tätig und gestalten die Geldpolitik im Sinne des Investment-Hauses mit.

Ein Beispiel für intensives Lobbying in der EU ist sicherlich die Einflussnahme der Autokonzerne, wie sich zuletzt anhand der „Rettung“ von Opel gezeigt hat. Während die wirtschaftliche Vernunft gebieten würde, diese Automarke im Sinne der Marktberreinigung kurz und schmerzlos von der Bildfläche verschwinden zu lassen, haben sich massive Lobby-

ing-Kräfte dafür eingesetzt, den Patienten weiter am Tropf hängen zu lassen, wobei hier die erklecklichen Staatszuschüsse im Falle eines Verkaufs gemeint sind.

Ein aktuelles Beispiel ist ein augenscheinlicher Lobbying-Skandal rund um die Biosprit-einführung in Deutschland: Lobby Control hat aufgedeckt, dass ein Biosprit-Verein, der für die Interessen der Industrie arbeitete, sich einer Lobbying-Agentur bediente, die gezielt Leserbriefe in überregionalen Tageszeitungen und auch wichtigen Web-Portalen platzierte, um die öffentliche Meinung für Biosprit zu beeinflussen. Zudem wurden Umfragen in Auftrag gegeben und Politiker direkt beeinflusst. Schließlich trat auch zutage, dass eine Lobby-Organisation sogar eine Ministeriums-website für Biosprit betrieb.



Buchungszahlen sinken in der Krise

Für Reiseveranstalter ist 2009 ein Krisenjahr wie schon lange nicht. Erste Konkurse sprechen eine deutliche Sprache.

Arno Maierbrugger

Zuerst das Internet, dann die Billigflieger, die Wirtschaftskrise und jetzt auch noch die Schweinegrippe. Die Reiseindustrie hat es wirklich nicht leicht.

Buchungszahlen sind quer durch die Branche im Sinkflug begriffen. Bei vielen Kunden sitzt das Urlaubsgeld nicht mehr so locker, dem Spargedanken fiel schon so mancher fix geplante Sommerurlaub zum Opfer, und der Österreicher neigt zumindest dieses Jahr generell zum Knausern.

Gewinnrückgänge

So zeigte eine Studie von Regioplan, dass österreichische Kunden heuer um 3,5 Prozent weniger für Urlaub ausgeben wollen als 2008. Was nicht so hoch klingt, ist für die Reisebranche ein Übel: Urlaubskonzerne sind gezwungen, die Preise ihrer Angebote zu senken, um Kunden bei der Stange zu halten. Wie das *Handelsblatt* errechnet



Was tun: Kunden bleiben aus, Preissenkungen drücken auf die Gewinnmarge, und die Marktberingung ist in vollem Gange. In der Reisebranche kracht es gewaltig. Foto: Photos.com

hat, schlagen sich allerdings auch geringfügige Senkungen der Reiseangebote gleich überproportional negativ auf den Gewinn durch. Viele Konzerne versuchen daher, die Preissenkungen im Einkauf, also bei den Hotels und Fluggesellschaften, zurückzuholen. Was wiederum den Druck auf Airlines und Hotelketten erhöht.

Große Reiseanbieter wie TUI oder Thomas Cook verzeichnen

in der ersten Jahreshälfte Buchungsrückgänge zwischen elf und 18 Prozent, und das trotz günstiger Pauschalangebote zu Sonderkonditionen. Deutlich zu merken war eine Zunahme der Last-Minute-Buchungen, was zusätzlich auf die schon geringen Margen der Branche drückt.

Die World Tourism Organization sagt für 2009 ein weltweites Minus von zwei Prozent für die

Reisebranche voraus. Die tatsächlichen Rückgänge bisher dürften aber deutlich darüber liegen, heißt es Brancheninsidern zufolge.

Drückender Schuldenberg

Das könnte dazu führen, dass sich einige Reiseanbieter aus dem Geschäft verabschieden. Erwischt hat es bereits Großbritanniens drittgrößten Reisekonzern, die XL Leisure

Group. Auch der deutsche Direktreiseanbieter IPM, der Reisen unter anderem über Tchibo vermarktete, musste Konkurs anmelden.

In Österreich hat es bereits den Salzburger Reiseanbieter African Safari Club getroffen. Das Unternehmen ist mit 2,2 Mio. Euro Überschuldung im April in den Konkurs geschlittert. Auch Pineapple Tours vermittelt keine Abenteuerreisen mehr. Das Wiener Unternehmen stellte seine Tätigkeit im März 2009 mit nicht mehr bedienbaren Schulden von 3,2 Mio. Euro ein. Als Grund wird eine missglückte Expansion nach Deutschland und „die allgemeine Wirtschaftslage“ angeführt.

Ende Juli hat eines der größten tschechischen Reiseunternehmen, Tomi Tour, Konkurs anmelden müssen. Und schwierig wurde es auch für Thomas Cook, als der Mutterkonzern Arcandor (Quelle) in die Insolvenz versank. Für den Reisebüroriesen wird jedenfalls ein Käufer gesucht.

Notiz Block



Gründen mit (Business-)Plan

Gründung ist ein Abenteuer – aber keines, in das man sich unvorbereitet stürzen sollte. Ein durchdachter, dem geplanten Unternehmen entsprechender Business-Plan ist ein wichtiger Erfolgsfaktor für eine nachhal-

tige Unternehmensgründung. Die schriftliche Form hilft bei der Konkretisierung der vorhandenen Ideen. Und zwar nicht nur für die Vorlage bei potenziellen Partnern und Investoren, sondern vor allem als Planungs- und Kontrollinstrument für die Gründer selbst. Diesen Stellenwert unterstreicht auch der

neunte i2b & go-Business-Plan-Wettbewerb der Wirtschaftskammern Österreichs sowie von Erste Bank und Sparkassen. Unter www.i2b.at/wettbewerb können noch bis 5. Oktober schriftliche Unternehmenskonzepte aus allen Branchen der Wirtschaft eingereicht werden. Jedes eingereichte Konzept erhält kostenlos zwei voneinander unabhängige, schriftliche Feedbacks, die zur Weiterentwicklung der Ideen dienen sollen. Dieses Feedbackservice steht ab sofort zur Verfügung und kann auch wiederholt in Anspruch genommen werden.

Getrübe Bilanz bei Touristikern

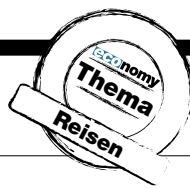
Wirtschaftskrise, Schweinegrippe und das Hochwasser im Juli trübten die Bilanz der heimischen Touristiker in der bisherigen Sommersaison. Die Umsätze und Nächtigungen sind nahezu überall rückläufig, einzig das Burgenland vermeldet bis jetzt

positive Ergebnisse. Im Städtetourismus waren die Folgen besonders deutlich: Wien verbuchte im ersten Halbjahr einen Rückgang der Nächtigungen von 7,1 Prozent (4,3 Mio. Nächtigungen). Für die gesamte Saison (Mai bis Oktober) rechnet Tourismus-Obmann Hans Schenner mit einem Umsatzrückgang von vier Prozent – bei den Nächtigungen traue er sich noch keine Prognose abzugeben. Entscheidender Faktor für den weiteren Verlauf sei das Wetter.

Österreicher spüren Krise

Immer mehr Österreicher spüren persönlich die Auswirkungen der Wirtschaftskrise. Für die meisten ist die Talsohle erreicht, aber noch nicht durchschritten. Das ist das Ende Juli veröffentlichte Ergebnis einer Umfrage des Linzer Meinungsforschungsinstitutes Market. Von den an drei Tagen 501 repräsentativ für die Gesamtbe-

völkerung telefonisch befragten Personen gaben 42 Prozent an, sie würden persönliche Auswirkungen der Krise spüren. Im November des Vorjahres – also vor acht Monaten – hatten erst 35 Prozent erklärt, sie fühlten sich betroffen. Der Anteil derer, auf die sich die Krise nicht auswirkt, ist von zuletzt 60 auf aktuell 58 Prozent gesunken. Bei der Frage nach den weiteren Aussichten meinten 50 Prozent, die Talsohle sei erreicht, aber noch nicht durchschritten. 16 Prozent waren sogar der Ansicht, es gehe wieder bergauf. 25 Prozent rechnen damit, dass es weiter bergab geht. Ein besonders ausgeprägter Konjunktur-Optimismus ist in der Bildungselite – Personen mit Matura, Fachhochschul- oder Universitätsabschluss – zu finden. Hingegen dominiert in der untersten Einkommensschicht – Haushalte mit einem Einkommen bis zu 1250 Euro – der Wirtschaftspessimismus. Vergleichswerte aus früheren Umfragen liegen Market nicht vor. APA/kl



Wie Wien in Zukunft umflogen wird

Der US- Luftfahrtstrategie und AUA-Kenner Nawal Taneja glaubt, dass Wien als Osteuropa-Hub unter Druck kommt. Den Absturz der AUA findet er „dramatisch“, für Sky Europe prognostiziert er eine Übernahme.

Clemens Neuhold

Erst 400 Mio., dann 600 Mio., 800 Mio., 900 Mio. Euro – die Kosten für den neuen Terminal Skylink des Wiener Flughafens dürften bald die Milliarden-Marke erreichen. Doch ist der skandalumwitterte Skylink überhaupt nötig? Hinter dem Ausbau des Flughafens steckt die Strategie, Wien noch stärker als Drehscheibe für den Flugverkehr nach Osteuropa zu positionieren. Genau diese Hoffnung zerstreut der renommierte Luftfahrtstrategie Nawal Taneja im Gespräch mit *economy*. Seit 40 Jahren berät der US-Professor Fluglinien rund um den Globus und war jahrelang auch für das ehemalige Managementduo der Austrian Airlines Herbert Bammer und Mario Reulka tätig.

Taneja sieht Billigfluglinien weiter im Aufwind. Diese werden, meint der Professor, Verkehrsknotenpunkte wie Wien immer stärker umgehen. Sein Trostpflaster: Er glaubt nicht an einen Bankrott der – für Wien wichtigen – Sky Europe, sondern an eine Übernahme durch einen der großen Billigflugan-

bieter wie Ryanair, Easy Jet oder Air Berlin.

Wie sehen Sie die Zukunft des Flughafens Wien? Wird er ein bedeutender Knotenpunkt nach Osteuropa bleiben?

In der Ära des Kalten Krieges war der Wiener Flughafen eine extrem wichtige Brücke nach Osteuropa, die Austrian Airlines dadurch exzellent positioniert. Heute, in Folge der Deregulierung der europäischen Luftfahrt, kann jeder überallhin fliegen. Kleine und effiziente Flugzeugtypen wie die Regional-Jets von Bombardier oder Embraer, aber auch moderne Turboprops vom Typ Q-400 (von Bombardier, Anm. d. Red.) ermöglichen den Fluggesellschaften, durchgehend kleinere Destinationen anzufliegen – in Umgehung der großen Verkehrsknotenpunkte. Zusätzlich bieten Billig-Airlines mittlerweile eine bedeutende Zahl an Direktflügen in alle wichtigen Destinationen Osteuropas an.

Apropos Billig-Airlines und Wien: Überlebt Sky Europe?

Zur Person



Nawal Taneja analysiert die weltweite Luftfahrtindustrie seit 40 Jahren. Als Luftfahrtstrategie beriet er staatliche Luftfahrtbehörden rund um die Welt, von den USA über die Philippinen, Belgien und Saudi-Arabien bis hin zu Australien. Mit zahlreichen Fluggesellschaften entwickelte er neue Strategien, um auf

die Umbrüche in der Branche zu reagieren. Mit Österreich verbindet ihn seine Berater-tätigkeit bei Austrian Airlines unter dem einstigen Führer-duo Bammer/Reulka. Der Präsident der Abteilung für Luftfahrt an der Ohio State University kennt die Luftfahrt auch aus der Praxis, er war Präsident einer kleinen US-Charter-Airline. Bücher von Taneja: *Airline Survival Kit: Breaking Out of the Zero Profit Game*, *Simpli-Flying: Optimizing the Airline Business Model*, *Fasten your Seatbelt: The Passenger is Flying the Plane* (2005), *Flying Ahead of the Airplane* (2008).

Foto: privat



Der Flughafen Wien-Schwechat hängt am Tropf der Austrian Airlines. Nach der Übernahme der AUA durch die Lufthansa zweifeln Luftfahrtexperten an der Flughafenerweiterung. Foto: APA/Robert Jäger

Es ist schwer vorzustellen, wie die relativ kleine Billig-Airline auf dem heiß umkämpften Markt überleben kann, in Konkurrenz zu starken Marken wie Ryanair, Easy Jet und Air Berlin. Ich denke, dass es zu einer Konsolidierung bei den Billigfliegern kommen und Sky Europe von einer anderen Airline übernommen wird.

Die Lufthansa schluckt die AUA – mit einer staatlichen Mitgift von 500 Mio. Euro. Was sagen Sie zum „Absturz“ der AUA?

Lange Zeit war die AUA gut in ihrer Osteuropa-Nische positioniert. Sie hatte ein effizientes Streckennetz und mit den MD80 eine passende Flotte. Mit Nachtflügen in Touristenziele gelang es ihr, die Flugzeuge optimal auszunutzen. Kurzum: ein gutes Produkt, eine geschätzte Marke. In den letzten Jahren ist die Situation dramatisch gekippt. Die Kosten blieben zu hoch für den deutlich verschärften Wettbewerb, und die Austrian Airlines nahm zu viele Schulden auf, um neue Destinationen zu erobern. Mit alledem übernahm sich das

Unternehmen. Was den Lufthansa-Deal betrifft: Die Airline steht unter Druck, die Ausgaben weiter zu dämpfen. Mit der Übernahme von Austrian Airlines steigen zwar die Einnahmen der Lufthansa, aber auch ihre Ausgaben.

Hat die Luftfahrt ihren Gipfel überschritten – mit weniger Anbietern und höheren Preisen in der Zukunft?

Die Luftfahrtindustrie wächst weiter, vor allem in Asien und Lateinamerika, man betrachte nur die Expansion von Airlines in den Golfstaaten oder von Turkish Airlines. Auch Billig-Airlines werden weiter wachsen, aber weniger stark. Billig-Airlines werden sich im Wettbewerb besser behaupten, weil die Fluggäste künftig immer stärker auf niedrige Preise setzen werden. Mit dem Ölpreis werden auch die Flugpreise anziehen, manche Billigfluganbieter werden das aber abfedern können. Steigt der Ölpreis signifikant, steigen die Flugpreise durch die Bank, aber wiederum weniger stark bei den konkurrierenden Billigfliegern.

Wie werden sich die großen Luftfahrtgruppen Europas schlagen? Kommt es zu einem Oligopol von Air France/KLM, Lufthansa und British Airways?

Es wird einen heftigen Wettbewerb auf zwei Ebenen geben: innerhalb der drei Allianzen Star Alliance, Oneworld Alliance sowie Sky Team und nicht so sehr zwischen den einzelnen Airlines. Zweitens, zwischen den drei Allianzen und den drei Herausforderern auf der Billigschiene Ryanair, Easy Jet und Air Berlin.

Wird Ryanair der Hecht im Karpfenteich der Billigflieger?

Ryanair wird nicht durch Übernahmen wachsen. Die Airline nimmt der Konkurrenz lieber Marktanteile weg und zieht neue Passagiere an, die zuvor andere Verkehrsmittel benutzt haben. Ryanair erzielt außerdem wachsende Profite mit Nebengeschäften (wie Hotelvermittlung, Vermittlung von Autovermietungen, Unterhaltungsprogramme bis hin zum Glücksspiel an Bord, Anm. d. Red.).

Seilbahnkompetenz im Blut

Die Faszination Seilbahn liegt Doppelmayr-Mitarbeitern im Blut. Das Vorarlberger Unternehmen musste trotzdem Personal abbauen, wenn auch sozial verträglich. Der Seilbahn- und Liftbauer im Porträt.

Klaus Lackner

Die Marke Doppelmayr, der Seilbahnbauer aus Wolfurt in Vorarlberg, hat in Österreich einen Bekanntheitsgrad, wie ihn sonst wohl nur große Marken weltweit haben. Kaum ein Österreicher ist noch nicht in einer Gondelbahn von Doppelmayr gesessen und hat sich gefragt: „Wie funktioniert das alles so reibungslos, und – vor allem – wie kommt überhaupt das Seil auf die Stützen?“

Genau das scheint eine der meistgestellten Fragen an das Unternehmen zu sein, da sie auf der Website zuvorderst beant-

wortet wird: „Dieser Vorgang beim Bau einer Seilbahn nennt sich Seilzug. Da man nicht direkt mit dem sehr schweren und dicken Seil beginnen kann, wird zuerst ein dünnes und leichtes Hilfsseil händisch, mit Seilwinden oder auch per Hubschrauber auf die Seilbahn gezogen. Dann wird ein dickeres Seil an das dünnere Seil gespleißt oder geknotet und in weiterer Folge mittels Seilwinde nachgezogen. Dieser Vorgang wird mit immer größeren Seilen so lange wiederholt, bis das endgültige Seil mit dem richtigen Durchmesser auf den Rollenbatterien der Seilbahnstützen liegt.“



Der Seilbahnbauer bekommt sogar E-Mails von österreichischen Seilbahnbenutzern, die stolz feststellen, dass sie fernab der heimischen Gefilde von Doppelmayr transportiert werden. Foto: Doppelmayr

Wirtschaftlich steht das Unternehmen laut Unternehmenssprecher Ekkehard Assmann solide da. Da sprechen die Unternehmenszahlen für sich. Bis Ende März kommenden Jahres werden dennoch konzernweit 100 Mitarbeiter abgebaut, davon 65 am Stammsitz in Wolfurt. Die Auftragslage für 2010 und die Prognosen für 2011, besonders für Nordamerika, seien weiter rückläufig, begründete Assmann die Maßnahme. Betroffen sind Mitarbeiter quer durch alle Bereiche. Bereits im März 2009 baute das Unternehmen 20 Beschäftigte am Hauptsitz ab. „Die Wirtschaftskrise trifft uns stärker als angenommen“, so Assmann. „Wir sind aber sehr erfolgreich dabei, unsere Mitarbeiter in anderen Unternehmen oder Zulieferern der Umgebung unterzubringen.“

Zwar sei der österreichische Markt stabil und auch die Märkte in Italien, der Schweiz und Frankreich sollen sich im Rahmen der vergangenen Jahre bewegen, doch gebe es große Probleme in Nordamerika, so Assmann. In den USA und Kanada bremse die Immobilienentwicklung auch jene in den Skigebieten. Man verzeichne starke Rückgänge, eine Erholung sei nicht in Sicht. „2008 haben wir noch um die 15 Seilbahnen im nordamerikanischen Raum gebaut, heuer sind es vier“, verdeutlichte Assmann.

Auch im osteuropäischen Raum, der sich in der Vergan-

genheit als Wachstumsmarkt erwiesen hatte, gab es Einbrüche. Hier wirkte sich das zögerliche Investitionsverhalten negativ aus. Durch die weltweit vorsichtigeren Vergabe von Krediten werde die Finanzierung schwieriger. Einige Projekte seien auf unbestimmte Zeit verschoben worden. Dennoch arbeite man weiter an einigen Großprojekten, etwa an der Standseilbahn im amerikanischen Las Vegas und der Seilbahnausrüstung im russischen Sotschi für die Olympischen Winterspiele 2014.

Cable Liner für Wien

Aber auch in Wien soll ein sogenannter Cable Liner die fehlende direkte U-Bahn-Anbindung an den zukünftigen Hauptbahnhof (derzeit noch Südbahnhof) wieder wettmachen. Assmann: „Wir haben zwar von den Plänen gehört. An uns ist aber noch niemand herangetreten beziehungsweise ist uns noch keine Ausschreibung bekannt.“ Ob der Bau in Wien sinnvoll ist oder nicht, sei dahingestellt und muss Experten überlassen werden, die noch darüber sinnieren. Das Konzept Cable Liner hat sich aber neben Las Vegas auf vielen Flughäfen der Welt oder auch in Caracas bewährt.

Doch nicht nur Cable Liner ergänzen die Gondelbahnen, Sessel- und Schlepplifte. Doppelmayr baut mit Rapecon eine Mischung aus Seilbahn und För-

derband, mit der beim Transport zum Beispiel auf der Insel Simberi in Papua-Neuguinea Golderz durch den undurchdringlichen Dschungel ins Tal transportiert wird. Der Clou: Durch die Schwerkraft wird Strom erzeugt.

Innovation wird im Hause Doppelmayr großgeschrieben. Einzigartig ist wohl die Tatsache, dass es keine Forschungs- und Entwicklungsabteilung gibt. Assmann: „Unsere Mitarbeiter leben die Innovation in den Projekten. Dort werden sie mit jedem Projekt vor neue Herausforderungen gestellt.“ So entstanden in den letzten Monaten und Jahren die Sitzheizung für Sessellifte, der berührungslose Rope Position Detector (RPD), der frühzeitig erkennt, wenn ein Seil aus den Rollen zu gleiten droht, oder „simple“ Dinge wie eine orange Kuppel bei Sesselliften für eine bessere Sicht.

Das alles sei laut Assmann auf die – wenn auch durch die weltweite Wirtschaftslage getriebene – Motivation der Mitarbeiter zurückzuführen: „Doppelmayr-Mitarbeiter sind Seilbahner aus Leidenschaft.“ Weltweit sind dies rund 2600, in Wolfurt 1000. Bleibt diesen in China, Frankreich, Kanada, Italien, Spanien, Österreich, der Schweiz und den USA Beschäftigten zu wünschen, dass keine weiteren Kündigungen in nächster Zeit ins Haus stehen.

www.doppelmayr.com

DOXIS 4
SCALE YOUR BUSINESS

SER

Flexible Wege aus dem
Dokumenten-Dschungel

www.ser.at



Titel, Tore, Transaktionen

Die Gehaltspirale von Berufssportlern dreht sich immer schneller und in astronomische Höhen. Mit der Ablösesumme von 300 Millionen Euro für Lionel Messi von FC Barcelona ist nur der vorläufige Höhepunkt erreicht.

Ralf Dzioblowski

Rainhard Fendrich sang schon früh ein Loblied auf den Sport. Dieser ist heute für Aktive, Manager, Vereine und Konzerne zu einer Branche geworden, in der Millionen verdient und Milliarden bewegt werden. Während Unternehmen um ihr Überleben zittern, wechselt Cristiano Ronaldo für „königliche“ 94 Mio. Euro zu Real Madrid, überweist Bayern München 30 Mio. für Mario Gómez nach Stuttgart, und selbst Austro-Star Erwin Hoffer ist dem SSC Neapel fünf Mio. Euro wert.

Von einer von Experten befürchteten „Überhitzung“ auf den Transfermärkten ist auch in der Saison 2009/2010 offensichtlich nichts zu spüren. Angesichts alles andere als moralisch zu nennender Summen für junge, neue Spieler stellt sich die Frage, wann die Fußballvereine für ältere Spieler ebenfalls „Abwrackprämien“ erhalten werden.

TV und Waschmaschine

Es mutet wie im Märchen an: 2500 D-Mark, einen Schwarz-Weiß-Fernseher und eine Waschmaschine bekamen die deutschen „Helden von Bern“ für den Fußballweltmeistertitel 1954. Mit 1250 Euro gibt sich heute kein Profi mehr zufrieden. Für den Triumph bei der WM 2006 im eigenen Land hatte der Deutsche Fußball-Bund (DFB) 300.000 Euro Prämie in Aussicht gestellt – pro Spieler, versteht sich. Es war die höchste Prämie in der DFB-Historie, dreimal so hoch wie bei der WM 2002 in Südkorea und Japan. Damals hätte es für den Titelgewinn „nur“ 92.000 Euro gegeben.

Zum Vergleich: 1974 hatten Franz Beckenbauer und Co für den WM-Sieg 60.000 D-Mark plus ein Käfer Cabrio erhalten. Für den Titelgewinn 1990 waren 130.000 D-Mark ausgelobt. Den Titelgewinn bei der

„Euro 2008“ in der Schweiz und Österreich hätte sich der DFB 250.000 Euro pro Spieler kosten lassen. Ein Nichts im Verhältnis zu den Prämien der österreichischen Spieler, die sogar Millionäre hätten werden können. Denn der österreichische Verband wollte die kompletten Prämien der Europäischen Fußball-Union (Union of European Football Associations, Uefa) an seine Spieler ausschütten. Bei 7,5 Mio. Euro Antrittsprämie wären das schon allein 326.000 Euro pro Kopf, bei drei Niederlagen in der Vorrunde. Für ein „Wunder von Wien“ hätte jeder Spieler knapp 1,2 Mio. Euro kassiert.

Kasse machen Spieler heute vor allem durch Werbung. „Kraft in den Teller, Knorr auf den Tisch!“, forderte 1967 Franz Beckenbauer, die Lichtgestalt des deutschen Fußballs. Nach Angaben der Werbeagentur Grey hat der spätere Werbemillionär für seinen Auftritt als „Suppenkasper“ gerade einmal 850 Euro erhalten. Experten schätzen, dass der „Kaiser“ im Lauf seiner Karriere über 40 Mio. Euro an Werbegeldern einnehmen konnte.

Eine horrenden Summe, die sich jedoch neben den Einnahmen eines Michael Schumacher, der kürzlich beinahe für knapp 18.000 Euro pro Runde wieder ins Formel-1-Cockpit gestiegen wäre, oder gar im Vergleich zu Golf-Ass Tiger Woods, der laut *Forbes Magazine* im nächsten Jahr als erster Sportler weltweit mehr als eine Mrd. Dollar eingenommen haben wird, wie Taschengeld ausnimmt.

Primus Premier League

Die Ökonomisierung der beliebtesten Sportart, des Fußballs, und des Sports generell schreitet unaufhaltsam voran. Fußball wird immer häufiger als Produkt und damit bedeutender Wirtschaftsfaktor begriffen. Wenn eine Wirtschaftsbranche über 45 Jahre hinweg ein durch-



Humankapital: Für einen Chemiker hat der Mensch einen Wert von zehn Euro. Da nimmt sich der argentinische 300-Mio.-Euro-Mann Lionel Messi auch nicht aus, oder etwa doch? Foto: EPA

schnittliches Wachstum von fast zwölf Prozent erreicht, dann ist dies zweifellos beeindruckend. Seit Gründung der deutschen Fußball-Bundesliga haben sich die Umsätze der beteiligten Vereine gut ver Hundertfacht. Nicht weniger als fünf Mrd. Euro werden pro Jahr in Deutschland in und um den Fußball umgesetzt. Das Spiel mit dem runden Leder hat sich damit von einem Nischenmarkt zu einer Wirtschaftsmacht entwickelt, die längst mehr ist als die wichtigste Nebensache der Welt.

Finanziell entrückt vom Rest Europas war die Premier League schon lange. Mit dem Verkauf der Auslandsfernsehrechte ist man jedoch abermals in neue Dimensionen der globalen Vermarktung vorgestoßen. Eine Mrd. Euro kassiert die Liga nun in den kommenden drei Spielzeiten. Damit addiert sich der Erlös aus Medienrechten für die kommenden drei Jahre auf vier Mrd. Euro. Selbst Mitläufer wie Portsmouth können nun mit mehr als 50 Mio. Euro

jährlich rechnen – mehr als der deutsche Meister. Vom Umsatz her erreicht die Liga mit 2,5 Mrd. Euro pro Jahr mittlerweile amerikanische Dimensionen, lässt die NHL (National Hockey League, Eishockey) hinter sich und nähert sich der NBA (National Basketball Association, Basketball).

Dimension Formel 1

Der Boom in der Formel 1 hält an und beschert dem Motorsport ausgezeichnete Umsatzzahlen, bei denen weder Fußball noch Football weltweit mithalten können. 217 Mio. Dollar wurden 2008 pro Rennen umgesetzt. Die Formel 1 fährt somit finanziell allen anderen Großereignissen im Sport mit Vollgas davon. Die Königsklasse des Motorsports setzt rund neunmal so viel wie die National Football League (NFL) um, die auf 24 Mio. Dollar (15,5 Mio. Euro) pro Spiel kam. Das ergab eine Untersuchung der Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Deloitte.

Die Fußball-Bundesliga brachte es zum Vergleich auf sechs Mio. Dollar (3,9 Mio. Euro) pro Spiel. Die Formel-1-Gesamteinnahmen, bestehend aus den zentralen Erlösen aus Fernsehübertragungen, Sponsoring und Hospitality, den Teamerlösen aus Sponsoring und Investitionen der Teameigner sowie den Erlösen der Rennstrecken aus Kartenverkauf und Sponsoring, beliefen sich weltweit auf 3,9 Mrd. Dollar (2,5 Mrd. Euro). Die Erträge der NFL mit 6,5 Mrd. Dollar (4,2 Mrd. Euro) und der Major League Baseball mit 5,1 Mrd. Dollar (3,3 Mrd. Euro) waren zwar insgesamt höher, wurden jedoch in wesentlich mehr Veranstaltungen erzielt. Die Bundesliga kam auf insgesamt 1,9 Mrd. Dollar (1,4 Mrd. Euro).

Die Formel 1 erzielt nur zehn Prozent ihrer Gesamteinnahmen aus dem Ticketverkauf. Bei der Bundesliga stammen zum Vergleich 21 Prozent aus dem Absatz der oft heiß begehrten Eintrittskarten.

Wo die ASFINAG auf reibungslosen Datenfluss setzt ...

... und mit IT Operations Zuverlässigkeit und Leistung verknüpft.

- **IT Operations**
- Outsourcing
- Security Services
- Software Solutions
- Client Management
- Output Services

Die Raiffeisen Informatik entwickelte und betreibt die zentrale IT-Infrastruktur des LKW-Mautsystems der ASFINAG. Täglich werden über 2,6 Millionen Maut-Transaktionen verarbeitet. Moderner IT-Betrieb beinhaltet Echtzeit Monitoring, mehr Überblick über Infrastruktur, höchste Verfügbarkeit sowie Optimierung der Abläufe. Dies ermöglicht dem Kunden Kostentransparenz und Effizienzsteigerungen. Wir übernehmen die gesamte Verantwortung für Ihren IT-Betrieb. Damit Ihr Geschäft wie am Schnürchen läuft und Sie somit wettbewerbsfähig bleiben.



Nähere Informationen und Ansprechpartner auf www.r-it.at oder unter 01-21136-3870

Gebrannte Anleger scheuen das Feuer

Die Österreicher ziehen – wen wundert's – das Sparbuch wieder „lukrativen“ anderen Anlageformen vor. Das Vertrauen in den Finanzmarkt ist tief erschüttert, und eine Erholung ist noch länger nicht in Sicht.

Arno Maierbrugger

Nicht nur zahlreiche VIPs, die beim „Pyramidenspiel-Experten“ Bernard Madoff ihre sauer verdienten Milliarden verloren haben, sind auf Anlageberater nicht mehr gut zu sprechen. Auch viele Österreicher, die der Wirtschaftsabschwung an den Börsen hart getroffen hat, haben genug von „lukrativen“ Anlageformen jeder Art und wenden sich wieder dem guten, alten Sparbuch und dem Bausparvertrag zu.

Nach einer Untersuchung der Oesterreichischen Nationalbank (OeNB) von Juli haben Sparanlagen in den ersten Monaten des Jahres 2009, also am Höhepunkt der Wirtschaftskrise, erheblich zugenommen. Von 4,5 Mrd. Euro, die von österreichischen Bürgern im ersten Quartal 2009 auf die Seite gelegt wurden, flossen stattliche 3,8 Mrd. in stockkonservative Spareinlagen, ein geringer Teil in festverzinsliche Wertpapiere und Bankanleihen und nur ein verschwindender Teil in Aktien.

Laut OeNB seien 80 Prozent der Neuveranlagungen in Bankanlagen geflossen, ein Wert so hoch wie noch nie. Ausschlaggebend sei dabei der „Sicherheitsgedanke“, wie es lakonisch heißt.

Mehr Sicherheit

Für Aktienkäufer, deren Portfolio seit Ausbruch der Finanzkrise um bis zu 70 Prozent im Wert verloren hat, ist der „Sicherheitsgedanke“ ganz bestimmt nicht abwegig. Bedenkt man, dass es sich ja nicht nur allein um „Buchverluste“ handelt, wie immer wieder behauptet wird. In der Zeit, in der sich ein Portfolio wieder erholt – und in der momentanen Situation kann dies Jahre dauern – entgehen dem Aktienanleger ja Zinsen, die er mit seiner Anlagesumme auf einem konservativen Sparbuch oder mit einer soliden Anleihe hätte erzielen kön-

nen. Auch fehlt ihm die Liquidität, um sein Portfolio durch Umschichtungen in geeignetem Ausmaß wieder zu alter Größe zurückzuverhelfen.

Kein Wunder, dass verfügbares Geld nun lieber auf Sparkonten wandert, was bei einer Inflation um die null Prozent auch eine gewisse praktische Vernunft widerspiegelt. Dass der Blick auf die Rendite leicht das Risiko verdeckt, haben Anleger von Osteuropa bis Dubai heuer schmerzlich erfahren müssen. Die Folgen: ein gerüttelt Maß an Risikoaversion quer durch alle Investitionsklassen. Laut dem „Investmentbarometer“, einer Anlegerstudie von GfK, legen gegenwärtig rund 60 Prozent der Westeuropäer ihr Geld in Spareinlagen an – eine Steigerung von 15 Prozent gegenüber der letzten Befragung 2007.

Auch die Hinwendung zu Sachwerten zeigt sich angesichts der Krise deutlicher: In wirtschaftlich unsicheren Zeiten setzen die Österreicher auf Solides, so das Ergebnis einer aktuellen Studie von AXA Investment Managers. Auf die Frage „Was würden Sie mit 50.000 Euro tun?“ antwortete die Mehrheit der Befragten, dass sie das Geld am ehesten in eine Immobilie investieren (35 Prozent) oder eine sonstige größere materielle Anschaffung (32 Prozent) tätigen würde.

„Die Skepsis gegenüber Wertpapieren wächst im Durchschnitt.“

RAINER HAUSER,
BANK AUSTRIA

„Die Skepsis gegenüber Wertpapieren nimmt im Durchschnitt zu“, sagt Rainer Hauser, Bank-Austria-Vorstand für Privat- und Geschäftskunden. Eine entsprechende Studie der Bank, das *Geldanlage-Barome-*



Der einst vornehme Beruf des Anlageberaters hat durch die Finanzkrise massiv gelitten. Auf Risiko-Portfolios hat heute kaum jemand mehr Appetit. Foto: Photos.com

ter, zeigt, dass Wertpapiere derzeit „out“ sind. Müsstest du 10.000 Euro veranlagt werden, würdest du 58 Prozent auf ein Sparbuch einzahlen, 25 Prozent in einen Bausparvertrag, ergab die Bank-Austria-Umfrage.

Weniger Zocker

Dazu kommt noch, dass sich das für Veranlagungen verfügbare Geld in Zukunft verringern werde, wie Wirtschaftsexperten prophezeien. Aufgrund der erwartbaren schwächeren Einkommensentwicklung, höherer Schuldenbelastung und steigender Arbeitslosigkeit nimmt die „Liquidität“ der Anleger und damit das Interesse an risikoreicheren Anlageformen ab. Was kann die Geldbranche also tun, damit nicht Scharen von Anlage- und Bankberatern die Beschäftigungslosigkeit droht? In einem ersten Schritt wäre das Vertrauen der Anleger wieder mühsam herzustellen. Deutschland hat hier kürzlich einen deutlichen Schritt gesetzt: Nach einem Urteil des Bundesgerichtshofes müssen

Banken in Zukunft die Kunden unmissverständlich darauf hinweisen, wenn ihre Spareinlagen bei der Bank nur bis zur Höhe von 20.000 Euro abgesichert sind. Wünscht der Kunde eine sichere Geldanlage, muss die Bank sogar auf die Empfehlung eigener Produkte verzichten, so das Urteil.

„Die Beschwerden über unseriöse Anlageberatung haben stark zugenommen.“

KURT PRIBIL,
FINANZMARKT-
AUF SICHT

Die österreichische Finanzmarktaufsicht (FMA) hat bereits einen Vorstoß gemacht, um dem Beratergewerbe wieder auf die Beine zu verhelfen. So sollen sogenannte „Anlagekeiler“, die genaue Berufsbezeichnung ist „Finanzdienstleistungsassistent“, nicht mehr zugelassen werden. 6450 gibt es davon in

Österreich, und ihr Job besteht in der Vermittlung von Geldanlagen jeder Art, wofür sie allerdings keine formelle Ausbildung brauchen. Laut FMA-Chef Kurt Pribil sind die Beschwerden über schlechte oder unseriöse Finanzberatung in der letzten Zeit „massiv“ gestiegen. Dagegen sei die Zahl der Personen, die das Risiko einer Geldanlage bisher nicht wahrhaben wollen, aufgrund der Wirtschaftskrise deutlich zurückgegangen.

Bisher recht populäre und nicht übermäßig riskante Anlageformen wie fondsgebundene Lebensversicherungen oder Fondssparpläne sind ebenfalls unter die Räder gekommen. Zuwendung erfahren haben dagegen das Online-Sparen mit seiner besseren Zinsstruktur und Terminanlagen wie Festgeld mit kurz- und mittelfristigen Laufzeiten. Kleinanleger investieren derzeit, wenn überhaupt, in Rohstoffe und Edelmetalle sowie Immobilien. Auch der gute, alte Garantiefonds scheint seinen Reiz noch nicht ganz verloren zu haben.



Für Leute, die unterwegs zu Hause sind

Das Leben ist eine Reise. Und die größte Wachstumsbranche des 21. Jahrhunderts freut's. „Koffer packen!“ lautet der kategorische Imperativ heute zu jeder Jahreszeit. Egal ob mit Krethi und Plethi zum All-Inclusive-Trip oder mit der High Society auf Kreuzflügen: Wenn das Fernweh Flügel bekommt, klingeln bereits in der Heimat die Kassen.

Ralf Dzioblowski

„Zu den Eigentümlichkeiten unserer Zeit gehört das Massenreisen. Sonst reisten bevorzugte Individuen, jetzt reist jeder und jede“, stöhnte Theodor Fontane 1873 und übertrieb natürlich maßlos. Für ihn schien die „goldene Zeit des Reisens“, die Chronisten zwischen 1850 und 1950 datieren und mit der Einführung der Luxus-Ozean-schiffe, der mit Dampf betriebenen Eisenbahn, der Erfindung des Automobils, der Nutzung der Zeppelin-Luftschiffahrt und allen nur erdenklichen Annehmlichkeiten bei Art und Stil der Unterbringung in exklusiven, weltstädtischen Grand- oder Palasthotels verbinden, dem Ende geweiht.

Heute behielte der Romancier freilich recht. Für einen Großteil der Menschheit scheint das Sich-von-einem-Ort-zum-nächsten-Bewegen zu dessen Lebenselixier schlechthin geworden zu sein. So nahm 2008 die Zahl der Reisenden um mehr als 16 Millionen auf 929 Millionen zu. Für 2020 prognostiziert der WTTC (World Travel and Tourism Council) gar 1,6 Milliarden.

K(l)eine Delle

Zugegeben: Die Wirtschaftskrise hat den Tourismus ordentlich in Mitleidenschaft gezogen. Nach Angaben der Welttourismusorganisation UNWTO ging die Zahl der Reisebewegungen rund um den Globus in den ersten beiden Monaten des Jahres um acht Prozent zurück. „Der Abwärtstrend, den wir schon Ende 2008 sahen, hält an“, so UNWTO-Generalsekretär Taleb Rifai. Vorläufig bleibt die UNWTO jedoch bei ihrer Prognose, dass der Reiseverkehr dieses Jahr nur um zwei bis drei Prozent schrumpfen wird, weil viele Staaten die Branche schon jetzt mit Mitteln aus ihren Konjunkturpaketen stimulieren würden und man auf die Wende im Sommer hofft. Zwei schwierige Jahre sieht auch der WTTC, er unterstreicht jedoch die Dynamik des Tourismus beim globalen Wachstum. Rund



An den Verkehrsknotenpunkten der Welt werden sie täglich zu Hunderttausenden als Reisebegleiter in alle Windesrichtungen auf den Weg gebracht. Ist das Ziel erreicht, verschwindet der Koffer wieder rasch aus dem Bewusstsein der Reisenden. Foto: Photos.com

594 Mrd. Euro Umsatz wurden im vergangenen Jahr weltweit in dieser Branche umgesetzt, 2007 waren es noch 434 Milliarden.

Platz zwei für Österreich

2008 bescherte Österreich, laut dem *Travel & Tourism Competitiveness Report 2009* des Weltwirtschaftsforums auf Platz zwei der besten Tourismusdestinationen der Welt, mit 32,6 Mio. Ankünften (plus 4,7 Prozent) und Nächtigungen in Höhe von 126,7 Mio. (plus 4,3 Prozent) ein

„Vorsorge ist unabdingbar. Eine Last-Minute-Impfung ist besser als gar keine.“

HEINRICH STEMBERGER,
TROPENMEDIZINER

Rekordjahr. Während die Einnahmen in- und ausländischer Gäste auf insgesamt 22,7 Milliarden kletterte, beträgt die gesamte Wertschöpfung aus dem

Tourismus nach Prognosen der Statistik Austria und des Wifo 2008 rund 23,5 Milliarden, was einem Beitrag von 8,4 Prozent zum Bruttoinlandsprodukt entspricht. Der gesamte Bereich Tourismus und Freizeitwirtschaft umfasst 45,5 Milliarden. Hinter den Kulissen partizipieren viele vom Fernweh: vom Kofferhersteller bis zum Tropeninstitut.

Die Welt im Koffer

Reisen ist nach Guy de Maupassant „wie ein Tor, durch das wir von der Wirklichkeit in die Welt des Traumes eintreten“. Der Koffer ist ein Mittler zwischen diesen Welten, denn sein Anblick macht die Erinnerungen wieder lebendig, wenn die mitgebrachten Bilder sich schon mumifiziert haben. Während Massenhersteller dramatische Einbrüche konstatieren, sehen Produzenten exklusiven Reise- und Business-Gepäcks wie Rimowa oder Louis Vuitton der Zukunft gelassen entgegen. Gemäß dem Bonmot „Falls dein Leben eine Reise ist,

mach sie erster Klasse“ konnte der im Premiumsegment etablierte deutsche Spezialist von Alu-Cases trotz Krise wie im Vorjahr 400.000 Koffer zum Stückpreis zwischen 250 und 800 Euro absetzen. Rückgänge in Exportmärkten wie Japan wurden durch Zuwächse im deutschen Heimatmarkt wettgemacht. Die Zahl der Liebhaber erlesener Equipage nimmt zu. Reisekultur ist in. Aus edlen Materialien maßgefertigt, haben die von fast vergessenen Manufakturen gefertigten Koffer und Taschen das Zeug, Generationen zu überdauern.

Genau das Richtige für Menschen, die Cruising nicht per Schiff, sondern per Flugzeug pflegen. Auf 120.000 Menschen wird das Potenzial im deutschsprachigen Raum geschätzt, für Reisen zwischen 26.000 und 40.000 Euro, etwa ab Wien mit einer Lauda-Air-Maschine und einem Do & Co-Koch an Bord.

Je exotischer die Destinationen, umso wichtiger wird die medizinische Vorsorge. Was vor hundert Jahren allenfalls

für Phileas Fogg, den Helden in Jules Vernes Roman *Reise um die Erde in achtzig Tagen*, gegolten hat, nehmen heute Tausende in Anspruch. Allein im Institut für Tropenmedizin Wien werden jährlich 50.000 Impfungen vorgenommen. Auch die Apotheken verbuchen ein gerüttelt Maß an Umsatz mit individuell zusammengestellten Medikamenten, die einen unbeschwerten Urlaub garantieren sollen.

Die Bilder sind schon da

Wie es Leute gibt, die Bücher wirklich studieren, und andere, die sie nur durchblättern, gibt es Reisende, die es mit Ländern ebenso machen: Sie blättern sie nur durch. Mit seiner Sehnsucht nach Erholung und Abenteuer dreht sich der Urlauber im Kreis. Die Urlaubsreise dient weniger dazu, Neues zu erkunden, als dazu, die Bilder im Reisekatalog zu bestätigen und als Beweis fotografisch zu verdoppeln. Das ist das Dilemma des globalisierten Menschen: Egal wo er hinreist, die Bilder sind immer schon da.

Dossier

Freizeit

Singles auf Bergen



Vor einem Jahr haben Karin Zörrer-Zeiner und ihr Mann die Plattform Single-Wandern ins Leben gerufen. Heute sind sie in fast allen Bundesländern vertreten. Eine Reportage über die Partnersuche auf Wanderschaft.

Es ist ein bisschen wie Schulwandertag, nur dass sich niemand kennt. Und dass die Schule schon lange vorbei ist. 14 Singles zwischen 40 und 60 Jahren stehen auf einem Parkplatz beim Attersee. Sie warten auf die zu spät Kommenden, Wanderleiterin Gerlinde mit der Anwesenheitsliste in der Hand.

Karl* geht noch in den Attersee schwimmen. Es dauert nicht lange, dann kommt er zurück, Wasser tropft ihm vom Gesicht. „Ich habe kein Handtuch genommen“, sagt er. Karl wird es auch sein, der drei Stunden später als Einziger der Gruppe in den Schwarzensee springt. Er kommt aus der Gegend und ist 50 und fünf Jahre alt – fünf Jahre, weil er 2004 einen schweren Mountainbike-Unfall hatte, nach dem er wiedergeboren wurde, wie er sagt.

Schon das Wochenende zuvor ist er die Strecke vom Attersee zum Schwarzensee gewandert, mit einer Dame, die er aus dem Internet kennt. Sportlich sei sie, hatte sie dort angegeben. „Ich habe ihr gesagt, sie soll es sagen, wenn ihr das Tempo nicht passt. Ich kann das so schwer einschätzen, ich habe ein Gefühl wie ein Nilpferd. Das Tempo dürfte dann doch nicht gepasst haben, sie hat sich nicht mehr gemeldet.“ Beim Single-Wandern ist Karl zum zweiten Mal. Er ist viel unterwegs in den Bergen, meistens ohne Begleitung. „Das hier ist eine Abwechslung, da bin ich nicht alleine.“

Alleine ist ein Wort, das an diesem Tag noch öfter fällt. Vor allem bei der Vorstellungsrunde nach dem ersten Steilstück. Die erste große Liebe haben alle schon hinter sich gebracht. „Ich bin alleine“, dieser Satz kommt immer wieder. Nicht mehr alleine fernsehen wollen, nicht mehr alleine wandern wollen, nicht mehr das fünfte Rad am Wagen sein wollen. Neben der Partnersuche hat das Single-Wandern für den Großteil der Singles einen gewichtigen Nebeneffekt: eine Gruppe von Menschen zu haben, die in keiner Beziehung sind und das Wochenende nicht mit Partner oder Partnerin verbringen. „Es ist interessant, weil ich weiß, dass hier alle ohne Partner sind – da stellt sich nicht die Frage, ob jemand in einer Beziehung ist oder nicht. Man kann offen über alles reden“, sagt Renate (54). Geredet wird über die Anfahrt zum Parkplatz, Wanderfahrten, Single-Erfahrungen oder auch Line Dance.

Line Dance und Fitnessteller

Ingrid (47) und Silvia (50) haben sich in einer Line-Dance-Gruppe kennengelernt. Silvia war bereits einmal Single-Wandern und hat dieses Mal ihre Freundin Ingrid mitgebracht. „Jetzt gibt's gleich einen deftigen Kas“, sagt Silvia, als sie sich auf der Hütte ihre Wanderschuhe auszieht. Es ist ein Hin- und Herschmettern von Schmähs zwischen den beiden Damen und zwei weiteren Herren am Tisch.



Foto: Photos.com

Und dann ist da noch Hubert, der ebenfalls in Oberösterreich Line tanzt. Ingrid und Silvia reden schnell, laut, viel, und ihr Lachen legt sich immer wieder über die Gruppe. Am Nebentisch geht es ruhiger zu, dort gibt es auch einige müde Gesichter. Der Schmähstisch bestellt geschlossenen Fitnessteller, der Line Dance wird als Gesprächsthema immer wieder aufblitzen.

In der Zwischenzeit erzählt Fritz. Er ist seit einem Jahr Single. Ein kurzer Zeitraum, wie der

42-jährige Norbert meint: „Nach einem Jahr habe ich noch nicht einmal gemerkt, dass ich Single bin.“ Fritz hat es bereits gemerkt und sich auch schon vor dem Single-Wandern mittels Kontaktanzeige in einer Lokalzeitung auf die Suche gemacht. Um die hundert Damen haben sich auf seine Annonce mit dem Text „Single, 52, zwei Kinder, Hobbys: ...“ gemeldet. Fritz hatte sich zuvor ein Wertkartenmobiltelefon für die zahlreichen Anrufe besorgt. „Aber da frag-

st du dich schon: Was sind das für Leute? Da waren so viele unmoralische Angebote dabei. Das hier ist unverbindlicher, das ist viel gescheiter. Die Frauen, die hier mitmachen, können zumindest fünf Kilometer gehen.“

Ahnungslose Familie

Im Vergleich zu anderen Single-Wandernern in der Gruppe ist Fritz seit relativ kurzer Zeit ohne Partnerin.

Single-Wandern – da triffst du den richtigen anderen“, mit die-

Dossier

Fortsetzung von Seite 33

Single-Wandern – da triffst du den richtigen anderen“, mit diesem Satz werben die Veranstalter auf ihrer Website. 25 Pärchen haben sich beim Single-Wandern offiziell bereits gefunden. Die Dunkelziffer dürfte aber höher sein, vermuten die Veranstalter. Nicht alle geben Bescheid, wenn die Liebe zugeschlagen hat.

Karin Zörrer-Zeiner und Helmut Zörrer, die Veranstalter, haben sich ebenfalls in den Bergen verliebt. Das ist inzwischen fünf Jahre her, die beiden haben geheiratet, und seit einem Jahr bieten sie die Wanderungen an – mittlerweile bis auf Vorarlberg in jedem Bundesland. Was anfangs als zweiwöchiges Angebot in Oberösterreich geplant war, verzeichnet heute bereits mehr als 3000 registrierte Mitglieder. Es werden Wanderungen für Singles zwischen 25 und 45 und 40 und 59 Jahren organisiert, bald sollen auch mehrtägige Urlaube mit Wanderungen angeboten werden. Verschwiegenheit und Seriosität ist den Organisatoren dabei sehr wichtig. Kein anderer Wanderer erkennt, dass sich hier Singles zum Wandern treffen; wer nicht auf das Gruppenfoto möchte, das nur intern verschickt wird, geht einfach zur Seite.

Johanna (52) schätzt die Diskretion. Ihr Mann ist vor vier Jahren gestorben, sie kommt aus einer kleinen Ortschaft in Oberösterreich und möchte nicht mehr alleine sein. Es wäre schön, wenn da wer wäre. Johanna ist seit einem halben Jahr bei einem Partnerinstitut im Internet angemeldet. Sie hat sich mit einigen Männern getroffen, aber der Richtige war nicht dabei. Abgesehen vom Internet würden ihr nicht viele Möglichkeiten bleiben, Männer kennenzulernen. „Im Umkreis von fünf Kilometern kennt mich zu Hause jeder. In ein Lokal kann ich nicht alleine gehen, da würden alle reden.“ Beim Single-Wandern ist sie heute zum ersten Mal mit dabei. Nicht einmal ihre Familie weiß von Johannas Partnersuche. „Ich habe fast niemandem erzählt, dass ich suche.“

Drei der sieben Herren, die an dieser Wanderung teilnehmen, heißen Karl. Es ist nicht der wiedergeborene Schwimmer Karl, sondern jener Karl, der mit seinen 60 Jahren der älteste Teilnehmer ist, der den



Vom Attersee zum Schwarzensee und wieder zurück: Freundschaften werden bei der siebeneinhalbstündigen Wanderung schnell geschlossen. In der Natur redet es sich leichter, ist die Philosophie der Organisatorin. Foto: Anna Weidenholzer

Großteil der Wanderung nicht von Johannas Seite weicht. Karl war zweimal verheiratet und ist jetzt Single unter Anführungs-

„Da waren so viele unmoralische Angebote dabei. Das hier ist unverbindlicher, das ist viel gescheiter.“

FRITZ (52),
SINGLE-WANDERER

zeichnen, wie er sagt. Vor einem Jahr hat er über das Internet eine Dame kennengelernt, seinen Single-Status hat er aber noch nicht aufgegeben. Beim Single-Wandern ist er wie Johanna das erste Mal dabei. „Ich gehe mit, dass ich unter Leute komme, alleine ist das Wandern fad“, sagt er. Karl ist beim gleichen Internet-Partnerinstitut wie Johanna angemeldet. Auch das ist Gesprächsbasis. Vergleichen lasse sich Single-Wandern mit der virtuellen Partnerbörse nur der, meint Karl: „Das ist eine ganz andere Atmosphäre.“

Das erste Wiedersehen

Landschaftlich geprägt ist diese Atmosphäre von Almwiesen, Bäumen, Bächen und im Falle der heutigen Wanderung auch

von zwei Seen. In der Natur redet es sich leichter. Das ist auch die Philosophie der Organisatorin Zörrer-Zeiner. Kontakte zu knüpfen geht beim Single-Wandern wirklich einfach. Bei siebeneinhalb Stunden Wanderung inklusive Einkehr auf der Hütte bleibt dazu genügend Zeit. Und es sind nicht nur Männer und Frauen, die sich hier finden. Auch viele gleichgeschlechtliche Freundschaften werden geschlossen. Man geht auf einen Kaffee, man verabredet sich zur nächsten Single-Wanderung.

Kathrin (40) ist schon einmal bei einer Wanderung mitgegangen, allerdings in der jüngeren Gruppe der 25- bis 45-Jährigen. Heute möchte sie es gemütlicher angehen. Als sie zum ersten Mal zu dem vereinbarten Treffpunkt gefahren ist, war sie sehr aufgeregt. „Das war eine große Überwindung für mich. Ich hatte ein bisschen Angst, dass da wieder viele gemeinsam hinkommen und sich bereits kennen. Aber es war dann eine angenehme Überraschung und sehr nett. Mit ein paar der Frauen, die dort mitgewandert sind, habe ich mich in der Zwischenzeit auch wieder getroffen.“ Und auch Silvia und Fritz kennen sich bereits von einer früheren Wanderung. Dass man sich zu einer weiteren Single-Wanderung verabredet,

kommt laut Organisatorin Karin Zörrer-Zeiner gar nicht so selten vor: „Das erste eigentliche Date findet oft wieder bei uns statt. Das ist dann in einem geschützten Rahmen.“

Wandern statt Kaffee

Darauf hofft auch einer der drei Karls. Nicht Karl, der Schwimmer, nicht Karl, der älteste Teilnehmer, sondern Karl, der Pflanzenkenner. „Ich hätte auch eine auf einen Kaffee eingeladen, aber sie hat gemeint, sie geht das nächste Mal sowie-so mit, da treffen wir uns dann

„Bei mir zu Hause kennt mich jeder. In ein Lokal kann ich nicht alleine gehen, da würden alle reden.“

JOHANNA (52),
SINGLE-WANDERIN

wieder.“ Karl ist 57 Jahre alt und seit vier Jahren geschieden. Nach einer neuen Partnerin hat er sich bislang noch nicht umgesehen. „Ich habe noch nie Zeit gehabt, dass ich mich umschau, es ist mir auch nie so ein Bedürfnis gewesen.“ Karl kennt die Namen vieler Pflanzen, die neben dem Wanderweg

wachsen, und er kennt das Gefühl einsamer Wochenenden. „Am Wochenende bin ich oft alleine, nicht nur am Wochenende.“ Beim Single-Wandern ist er heute zum ersten Mal mit dabei. Er wird wieder mitgehen, um die auserwählte Dame ein weiteres Mal zu treffen. „Es ist nicht gesagt, dass das was ist. Ob das was wird, entscheidet das Schicksal, man muss es nehmen, wie es kommt.“

Nach der Wanderung wird Karl wie alle anderen die Teilnehmerliste mit den Telefonnummern und das am Schwarzensee gemachte Gruppenfoto zugeschickt bekommen. Was dann passiert, wird sich zeigen. „Wenn sich was ergibt, passt es, wenn nicht, hab ich wenigstens einen lustigen Tag gehabt“, sagt Ingrid wie einige andere auch. Es gibt einen Mann, er lebt nicht am Attersee, nicht am Schwarzensee, sondern am Hallstättersee. Er ist über 70 Jahre alt und schon lange Zeit kein Single mehr. Aber er hat eine Devise, die er eisern verfolgt und die auch auf das Single-Wandern zutrifft: „Aus dem Wald geht man nicht mit nichts heim.“

Anna Weidenholzer
www.singlewandern.at

* Die Namen wurden auf Wunsch der Teilnehmer geändert.



Leben in der Zeit und Leben mit der Zeit

Vom Lebensstandarddenken im Industriezeitalter zur Lebensqualität in der Zeit nach der Krise: Peter Zellmann skizziert die Ära der neuen Aufklärung und nennt jene beim Namen, die unsere Freizeit anknabbern.

Das 1987 gegründete Institut für Freizeit- und Tourismusforschung (IFT) in Wien möchte mit seiner wissenschaftlichen Arbeit einen möglichen Weg zu mehr Lebensqualität im privaten wie gesellschaftlichen Leben aufzeigen. Der Institutsleiter im Gespräch mit *economy* über den Sprung von der Sportwissenschaft zur Zukunftsforschung und das sich ändernde Urlaubsverhalten.

economy: *Wie kommt man dazu, sich wissenschaftlich mit dem Thema Zukunft auseinanderzusetzen?*

Peter Zellmann: Zur Zukunftsforschung kommt man als Wissenschaftler durch sich ständig erweiternde Lebenserfahrung oder Horizonterweiterung. Ich habe als klassischer Sportwissenschaftler begonnen, Sport- auf Freizeitwissenschaft auszuweiten, weil ich in meinem beruflichen wie privaten Leben draufgekommen bin, dass alles immer ein Teil eines Höheren ist. Und wenn man sich mit der Freizeit beschäftigt, kommt man sehr schnell drauf, dass sie von der Arbeit nicht wirklich zu trennen ist. Arbeit und Freizeit sind komplementäre, untrennbar verbundene Teile des Ganzen. Das eine ist ohne das andere nichts. Da kommt man dann konsequenterweise zur Lebensstilforschung. Und wenn man sich mit Lebensstilen beschäftigt, fragt man bald, wie es mit der Zukunft aussieht.

Es gibt Trendforscher wie Matthias Horx, Li Edelkoort, John Naisbitt. Was ist an Ihrem Ansatz anders oder das Besondere?

Dass ich versuche, den Nichtwissenschaftsbereich Zukunft als solchen zu systematisieren. Gegenstand der Wissenschaft kann nur „Handfestes“ sein. Als Erfahrungswissen, das dokumentierbar ist. Im eigentlichen

strengen wissenschaftlichen Sinn ist Zukunftsforschung ein Paradoxon.

Bleiben wir zunächst bei der Gegenwart: Wie hat sich das Freizeitverhalten der Österreicher in den letzten 20 Jahren gewandelt?

Eigentlich hat es nur zwei Veränderungen gegeben: die Mobiltelefonie und die Nutzung des Internets. Beides braucht Zeit. Telefonie als Hobby – und erst recht Internet und Recherche. Daher sind auch diese beiden Zeitfresser die einzigen, die das Freizeitverhalten quantitativ verändert haben. Qualitativ hat sich wenig, was wir in unserer Freizeit tun, oder, um es provokant zu formulieren, nichts geändert. Aus Sportlern werden keine Kulturmenschen, aus passiven Medienkonsumenten keine aktiven Lebenskünstler. Wir bleiben bei unseren Gewohnheiten, verlegen uns innerhalb des Spektrums Sport vom Laufen aufs Nordic Walking, von der Oper zum Theater, vom Zeitung- zum Buchlesen. Während Internet-Recherche von allen klassischen Freizeitaktivitäten Zeit angeknabbert hat.

Das wahre Leben – am Strand, an der Theke, in der Sauna, in der Disko – heißt es, findet immer außerhalb statt. Gilt dieser Trend nach wie vor?

Die Menschen denken mehr nach und leben freizeitbewusster, ändern aber deshalb ihre Gewohnheiten nicht. Es ist immer eine Frage des Graduellen oder Prinzipiellen. Wenn wir weniger verreisen, hat die Freizeitwirtschaft davon einen Vorteil. Der teure Mittelmeerurlaub wird durch einen günstigeren Inlandsurlaub ersetzt, Letzterer eventuell durch einen Urlaub auf Balkonien. Was vom Mittelstand nicht als Verlust von Lebensstandard interpretiert wird, sondern zunehmend als Gewinn an Lebensqualität. Weil wir uns



Peter Zellmann vom Institut für Freizeit- und Tourismusforschung in Wien behauptet, dass Mobiltelefonie und Internet-Nutzung das Freizeitverhalten revolutioniert haben. Foto: IFT

insgesamt vom Lebensstandarddenken des Industriezeitalters in das Lebensqualitätsdenken des Informations- und Dienstleistungszeitalters weiterentwickelt haben. Wir haben uns gesellschaftlich fortschrittlich weiterentwickelt.

Das Flüchtige vergeht, aber man besinnt sich auf die wahren Werte – auf Zeit, auf das Nutzen der Zeit.

Ohne pathetische Überhöhung, das ist eine Entwicklung, die wir seit 20 Jahren verfolgen. Es hat mit der Faith-Popcorn-Interpretation des Cocoonings begonnen und sich mit der Wellness-Geschichte fortgesetzt. Im Prinzip ist das alles dasselbe. Jeder Wechsel braucht Generationen. Was wir seit einer Generation etwa erleben, ist die Freizeitorientierung der Lebensstile, das heißt, nicht die fälschlich ausgerufenen Freizeitgesellschaft, noch weniger die dümmlich zusammengekürzte Spaßgesellschaft war jemals Fakt. Die Spaßgesellschaft war die Überschreibung eines Lebensstils und damit auch Kritik an einem Lebensstil einer

Minderheit. Nämlich von etwa zwölf, 13 Prozent.

Wofür stand die Freizeitgesellschaft?

Sie kennzeichnete den Lebensstil von etwa 30 Prozent der Menschen in Deutschland wie in Österreich und die Spaßgesellschaft mit maximal 13 Prozent. Das ist aber keine Freizeitgesellschaft, keine Spaßgesellschaft, in der an sich freizeitorientierten Gesellschaft; das heißt, der Lebensbereich Freizeit wird Bestandteil des persönlichen Lebenskonzepts, steht gleichwertig neben der Arbeit als sich gegenseitig ergänzende Lebensplanung zur Disposition. Das ist die große Veränderung gewesen. Im Industriezeitalter war Freizeit eine große Restkategorie, ein gesellschaftlicher Restwert. Diese Cocooning-Welle ist nichts anderes als der Beginn einer Besinnung des Menschen auf sich selbst. Ichbezogener werden die Menschen, aber nicht im Sinne des quantitativen „Mehr und mehr“, sondern des qualitativen „Ich nehme mich wichtig“. Das habe ich als Freizeitorientierung zu-

sammengefasst. Das hat mit hedonistischer Gaudigesellschaft, mit leistungsverweigernder Jugend überhaupt nichts zu tun.

Wofür steht Freizeitorientierung?

Freizeitorientierung war das Erkennen dieses quantitativ größten Anteils des Lebenszeitbudgets. 53 Prozent unserer Lebenszeit sind diese Freizeit. Für mich ist Freizeit noch nicht freie Zeit, das heißt, ich arbeite nicht und ich schlafe nicht.

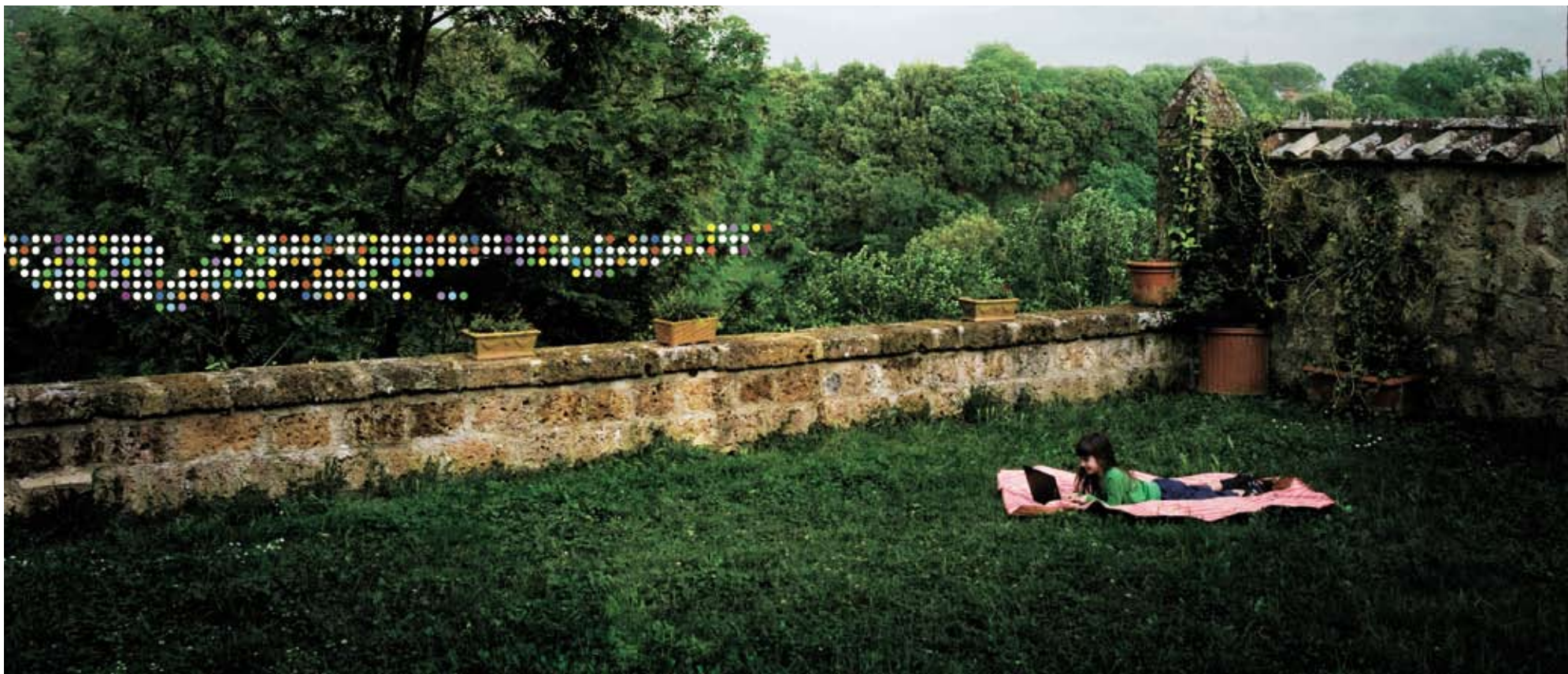
Leben wir nicht in einer Welt des Jeder-für-sich-und-Gott-gegen-alle?

Im Zuge des gestärkten Ich-Bewusstseins wird die Familie wichtiger.

Wie sind in der heutigen Welt von Facebook, Twitter und anderen Plattformen soziale Beziehungen zu bewerten?

Es wird quantitativ maßlos übertrieben. Facebook ist nur eine besondere Ausprägung der Internet-Nutzung. Die, die früher planlos gesurft sind, verwenden jetzt Facebook.

Ralf Dziobowski



Er schafft Brücken, wo früher Mauern waren. Er
lässt ein Kind, einen
Nobelpreisträger und einen CEO gemeinsam
einen Gletscher retten.

Er verbindet Ideen.

Interessen.

Und Menschen.

Er ist der Human Network Effekt.

Ein Effekt, der die Welt verändert.

Denn im Human Network bekommt

Technologie ein menschliches Gesicht.

Und das verändert unsere Art zu arbeiten.

Unsere Art, zu leben.

Es verändert alles.

Das ist der
human network effekt

Erfahren Sie mehr auf www.cisco.at

welcome to
the human network.  CISCO

Der Weltbürger mit seinem Notizbuch

Ryszard Kapuscinski, der herausragendste Reisejournalist des 20. Jahrhunderts, konnte nicht nur beschreiben, er konnte auch erklären. Und das wunderbar. Ein Umstand, der ihn von vielen seiner Zunft unterschied.

Er saß da und rezitierte mit leiser Stimme aus seinem – heute wissen wir es, und er ahnte es wohl auch – letzten Buch zu Lebzeiten, *Reisen mit Herodot*. Ein kleiner, sympathisch aussehender Mann von zurückhaltendem Wesen, für den schon eine Handvoll Zuhörer im Kellerraum des Wiener Instituts für die Wissenschaften vom Menschen zu viel Rummel um seine Person war. Es war dennoch eine der seltenen Gelegenheiten, Ryszard Kapuscinski zu sehen, zu hören und mit ihm zu sprechen. Im Jahr 2004 hielt sich der große polnische Reisereporter für drei Tage in Wien auf, um den „Bruno-Kreisky-Preis für das politische Buch“ in Empfang zu nehmen und allabendlich einen Vortrag zu halten, der vor allem sein neues Buch über Herodot zum Inhalt hatte.

Kapuscinski zeigte sich rüstig, voll warmem Humor, sprach aber nicht viel über seine berühmten Reisen in die Krisengebiete seiner Zeit. Die Hinwendung zum historischen Reiseschriftsteller Herodot zeigte seine Verehrung für eines seiner offensichtlichen Vorbilder, das Buch selbst ist eine biografische Nabelschau des Lebens des großen Griechen, etwas, das weit von den von Kapuscinski bekannten Reisereportagen entfernt ist – als ob sich der alte Mann von den Strapazen derselben ausruhen und auf den Spuren eines anderen wandeln wollte.

Die Waffen gestreckt

Etwa drei Jahre später, am 23. Januar 2007, verstarb Kapuscinski in Warschau, wo er seine letzten Jahrzehnte verbrachte, nach Herzkomplicationen. Er, der Dutzende Staatsstrieche, Revolutionen und Aufstände erlebt hat, oft unter schlimmsten Bedingungen in vergessenen Ländern umherstreifte, unzäh-

lige Male verhaftet und mehrmals zum Tode verurteilt wurde, streckte vor seinem Herz die Waffen, mit stattlichen 74 Jahren.

Zu Kapuscinskis Werk gibt es eine Reihe unterschiedlicher Interpretationen. Die einen sehen ihn als ewigen journalistischen Underdog mit einer fabelhaften Fertigkeit zur Dichte der Beschreibung. Die anderen sehen ihn als politischen Reisejournalisten, dem es manchmal am objektiven Urteil mangelte. Andere wiederum sagen, er hatte im Gegensatz zu anderen Journalisten seiner Zeit ein untrügliches, wahrhaft verinnerlichtes Gespür für historische und politische Wendepunkte, denen er unermüdlich auf den Grund ging. Als Beobachter, als Interpret – nie griff er in Handlungen ein.

Während sich seine Journalistenkollegen der großen Agenturen in den Krisenzonen der Welt in den Luxushotels verkrochen, sich gegenseitig Anekdoten an der Bar erzählten und meistens nur für arrangierte Interviews aus ihrer Deckung hervorkrochen, mischte sich Kapuscinski stets unters Volk, traf sich mit windigen Führergestalten, Rebellen, Dissidenten und anderen komischen Käuzen, lebte in Absteigen, war mit Repressalien konfrontiert, durchstand Malaria, Bisse giftiger Tiere, Feindseligkeiten und Kriege.

Er berichtete für die Polnische Nachrichtenagentur PAP in den 50er Jahren aus China, dann aus Afrika, später aus Lateinamerika. Das Spesenkonto der PAP war dünn, schon allein deshalb war er gezwungen, überall wo er war, zu improvisieren, ob er nun im Kugelhagel in einer afrikanischen Stadt zum Hauptpostamt lief und dort den letzten funktionierenden Fernschreiber in Betrieb nahm, um seine „Depeschen“ nach Warschau zu schicken, oder ob er an



Ryszard Kapuscinski, Reisejournalist, besaß Aufrichtigkeit und Zorn genug, um die Welt in ihrem Fieber zu beschreiben. Foto: EPA

entlegenen Orten oft wochenlang ausharren musste, weil seinem Arbeitgeber die Mittel fehlten, ihn auszufliegen.

Die PAP verfügte damals im kommunistischen Polen kaum über Devisen, um ihren Reisereporter im Ausland zu unterstützen, ganz im Gegensatz zu den Journalisten der Associated Press, der BBC, der Agence France Presse und sogar der

Tass, die die Medien der Welt zu dieser Zeit ziemlich komplett abdeckten.

Erstmals bekannt wurde Kapuscinski im Westen mit seinem 1978 erschienenen Buch mit Reportagen vom dahinsiechenden Hof des äthiopischen Kaisers Haile Selassie, *König der Könige*. Im gleichen Jahr legte der Autor mit *Der Fußballkrieg* nach, einer Reportage über einen ab-

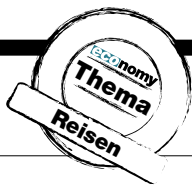
surden Krieg zwischen El Salvador und Honduras, ausgelöst durch ein Fußballspiel zwischen den beiden Ländern. Es folgte ein Buch mit einer bisher ungeahnten, sensationellen Tiefe der Beobachtung von der iranischen Revolution, *Schah-in-schah* (1982). Nach den Reisenotizen *Lapidarium* (1990), denen in den kommenden Jahren weitere Kompilationen folgten, legte Kapuscinski seine Abrechnung mit der zerfallenen Sowjetunion vor, *Imperium* (1993), das allerdings aufgrund allzu polemischer Grundtöne als eines seiner schwächeren Werke gilt. Das Buch *Afrikanisches Fieber* (1998) wiederum gilt als eine der besten Bestandsaufnahmen des Schwarzen Kontinents mit einer exzellenten Beobachtung der undurchsichtigen Machtstrukturen.

Bescheidener Zugang

Was den polnischen Reisejournalisten von anderen seiner Zunft unterscheidet, ist, dass er die Welt, wie er sie erlebte, nicht nur wunderbar beschreiben, sondern sie vor allem auch erklären konnte. Es gibt einige große Namen der Reiseliteratur, einen snobistischen Bruce Chatwin, einen weitschweifigen Paul Theroux, einen zynischen V. S. Naipaul. Aber keiner von ihnen hat den klaren, analytischen und gleichzeitig bescheidenen Zugang wie Kapuscinski. Das könnten sich reisende Schreiberlinge von heute auf die Fahnen heften: Man denke nur an die Reise-Popliteratur eines Christian Kracht oder an die gesammelten Belanglosigkeiten eines Andreas Altmann.

Gerade heute, wo das Internet eine Nachricht aus dem letzten Winkel dieser Welt in Windeseile um den Globus verbreitet, wo gebloggt und getwittert wird und morgen bereits alles wieder Datenmüll ist, wo internationale Nachrichtenagenturen die Wirklichkeiten formen, wie es gerade gebraucht wird, kann man sich nur wieder nach einem Journalisten sehnen, der die Glaubwürdigkeit, die Ehrlichkeit und vor allem den Zorn besitzt, über die Dinge zu schreiben, wie sie sind und nicht wie sie der Nachrichtenapparat haben möchte.

Arno Maierbrugger



Der Trend, Anhöhen mit schwergewichtigen Downhill-Bikes bergab zu fahren, ist nun auch endgültig in Österreich angekommen. Die heimischen Skigebiete rüsten ihre Berge mit Freeride- und Downhill-Angeboten auf und hoffen so auf neue Gäste im Protektoren-Outfit. Ziel ist es, das Bergabradeln als Familiensport zu etablieren.

Schneller bergab mit dem Mountainbike

Früher ebenso wie heute gehört ein Hang zur Selbstquälerei dazu, um das Mountainbiking als Hobby zu betreiben. Immer wieder geht es mit Ach und Krach und mit viel Schweiß bergauf. Manche lieben diese „Quälerei“, andere wollten schon immer nur bergab fahren. Als Erste hatten die Betreiber des Blackcomb-Lifts im kanadischen Whistler die glorreiche Idee, Mountainbiker zum Gipfel zu chauffieren. Das war 1990.

Mittlerweile hat man in vielen anderen Skigebieten der Welt erkannt, dass die Lifte im Sommer nicht stillstehen müssen – und Biker darüber durchaus glücklich sind. Ursprünglich als Trainingspisten für Downhill-Rennfahrer gedacht, sind die Bikeparks mittlerweile familientauglich geworden.

Auch in Österreich war es kein einfacher Lernprozess. Wie ein Downhill-Profi und Park-Initiator, der anonym bleiben will, gegenüber *economy* meinte: „Wir mussten unseren Bürgermeister und die Bergbahngeschäftsführer erst nach Whistler mitnehmen. Dort waren sie von der Idee, einen Bikepark auch hier in Salzburg einzurichten, mäßig begeistert. Erst die Tatsache, dass in Whistler heute mehr Fahrten im Sommer mit Mountainbikern als im Winter mit Wintersportlern durchgeführt werden, hat unseren Bürgermeister letztendlich mehr als überzeugt.“ Bikeparks gibt es mittlerweile auch in Österreich genug. Und das Downhill entwickelt sich wie Skifahren zum Familiensport.

Rollende Panzer

Für alle Geschicklichkeitslevel gibt es in den Bikeparks mindestens eine Strecke, auf der man sich fast unter Laborbedingungen auf seine Fahrtechnik konzentrieren kann. Ein Rundumservice ist dort obligatorisch. In allen großen Parks kann man geeignete Mountainbikes, Helme und Schutzkleidung ausleihen sowie bei Be-



Was zunächst als Sport für Vollprofis anmutet, entwickelt sich schnell zur Sucht – selbst für Anfänger. Nach wenigen Fahrten will man immer wieder und wieder hinunterradeln. Foto: DPA/Uwe Zucchi

darf Fahrtechnikurse oder wie bei Skischulen Einzelstunden buchen.

Downhill-Mountainbikes sind für schnelle Abfahrten in schwierigstem Gelände konzipiert. Da diese Fahrräder fast nur bergab bewegt werden und der Aufstieg meist nicht aus eigener Kraft bewältigt wird, gilt bei ihnen ein Gewicht bis zu 22 Kilogramm, rund die Hälfte eines leichten Touren-Mountainbikes, als akzeptabel. Das hohe Gewicht ist der stabilen Bauart geschuldet, die aufgrund der bei den Abfahrten auftretenden hohen Belastungen erforderlich ist. Die Rahmen sind zumeist voll gefedert und verfügen über Federwege bis

zu 250 Millimeter, einen möglichst tiefen Schwerpunkt und eine kompakte Geometrie. Die Federgabel ist fast immer als Doppelbrückengabel, mit zwei durchgängigen Rohren, ausgeführt, um die nötige Torsionssteifigkeit aufbringen zu können. Auch die Bremsen eines Downhill-Mountainbikes sind auf hohe Beanspruchung ausgelegt, weshalb ausschließlich hydraulische Scheibenbremsen mit großen Bremsdurchmessern (190 bis 230 Millimeter) zum Einsatz kommen. Die Reifen haben üblicherweise eine Breite zwischen 54 und 76 Millimeter (2,1 bis drei Zoll). Die Fahrer tragen immer spezielle Schutzkleidung wie In-

tegralhelm, Brust-, Schulter-, Arm- und Beinprotektoren sowie verstärkte Handschuhe. Diese Schutzkleidung ist generell Pflicht in Bikeparks sowie bei Rennveranstaltungen.

Das Gelände in den Bikeparks ist nicht gerade materialschonend. Wer das Gefühl auf den Pisten erfahren möchte, leiht sich zu Beginn am besten ein Downhill-Bike aus. Diese „Geschosse“ fühlen sich an wie Motocross-Maschinen ohne Motor und verleihen dem Fahrer die Sicherheit eines Panzers. Spätestens nach zwei Abfahrten fühlt man sich auf den Anfängerkursen wohl und lässt es automatisch gern schneller laufen.

Gesagt, getan: Wir haben uns eine Downhill-Strecke angesehen. Mit einer Länge von über sechs Kilometern und einem Höhenunterschied von 1025 Metern schlängelt sich die X-Line in Hintertal von der Bergstation bis zur Talstation des Schattbergs und zählt zu den längsten Freeride-Strecken Europas. Im oberen Bereich der Strecke passierten wir Kicker, Steilkurven und Tables und im unteren Bereich Northshore-Trails (Strecken auf Holzbahnen), die man zu Beginn besser nur bestaunt und umfährt. Trotzdem steigt der Puls bei der ersten Downhill-Abfahrt des Lebens rasant. Jede Kurve, steilere Stücke oder gar kurze Sprünge werden zur Herausforderung. Doch spätestens nach der dritten Abfahrt, wenn man die Strecke besser kennt, will man einfach noch einmal und noch einmal. Einzig die körperliche Kondition schiebt einen Riegel vor.

Für die ganze Saison

Für geübtere Bikepark-Fahrer, die mehr wollen, kann man seit 2008 mit nur einer Saisonkarte in fünf verschiedenen Bikeparks fahren: Mit der Gründung des gemeinsamen Labels „Gravity – Austrian Leading Bike Parks“ und dem dazugehörigen Gravity Pass wurden Nägel mit Köpfen gemacht. Mit „Austrian Leading Bike Parks“ haben die Initiatoren den Mund nicht zu voll genommen, denn die teilnehmenden Parks sind nicht nur beliebt, sondern decken auch verschiedene Regionen und Vorlieben ab.

Der Gravity Pass ist außer im Bikepark Leogang auch in Saalbach-Hintertal, im Mountainbikepark Wagrain, im Bikepark Zauberberg Semmering und im Planai Bike Park gültig. Für einen einmaligen Ausflug in die Downhill-Welt sind die Preise der Saisonkarte (Erwachsene 320, Jugendliche 256 und Kinder 160 Euro) wohl etwas zu hoch, aber wer öfters unterwegs ist, fährt damit gut.

Klaus Lackner

Mercedes-Stern und Giebelkreuz

Nach Albanien reisen hauptsächlich ethnische Albaner aus Mazedonien und dem Kosovo. Tourismus im westlichen Stil ist noch Neuland, doch eine Aufbruchsstimmung macht sich bemerkbar.

Auf unkrautbewachsenen Bahngleisen trägt ein alter Albaner seine Einkäufe Richtung Sonnenuntergang, unbekümmert, als wäre der letzte Zug auf dieser Strecke eine Jugenderinnerung. Die Lebensader zwischen dem Süden und der Hauptstadt Tirana liegt ein Stück weiter oben, in den Berg gehauen. Busse mit krachenden Bremsen und überladene Lkws quälen sich über die engen, chronisch verstopften Bergstraßen, dazwischen spielen junge Balkan-Machos mit aufgemotzten Schrottkarren und Neureiche mit Limousinen albanisches Roulette. Für die unzähligen Verlierer errichten die Angehörigen grabsteingleiche Gedenkstätten aus weißem Marmor, die Straßen werden dadurch noch enger und gefährlicher.

Die albanische Straße erzählt nicht nur traurige Geschichten. Lkws mit altmodischen Aufschriften wie „Echt gute Wurst aus Thüringen und Bayern“ oder „A. Mohr – die rollende Landmetzgerei“ entführen deutschsprachige Touristen in die eigene Wirtschafts- und Werbegeschichte. Was auch immer die Aufschriften bedeuten mögen, die Albaner lassen sie nach der Überstellung des ausrangierten Lkw kleben, denn was aus Deutschland kommt, ist gut, vor allem der Mercedes. Die Dichte an Mercedes liegt noch immer bei geschätzten 50 Prozent, zu Zeiten des Kommunistenführers Enver Hoxha (1950 bis 1985) lag sie bei hundert Prozent. Einfachen Albanern war der Autokauf untersagt, und die Staatskarossen zierte ausnahmslos der Mercedes-Stern. „Mercedes, Mercedes, Nicht-Mercedes“, mit diesem Spiel lassen sich Wartezeiten gut überbrücken. Obwohl: Für Reisende, die das Land (empfohlenerweise) mit dem Bus durchqueren, gibt es kaum Wartezeiten. Denn die

passablen Kleinbusse, Furgons genannt, fahren ab, sobald sie voll sind, und das geht schnell. Und es ist billig. Rund einen Euro kostet eine halbstündige Fahrt.

Für umgerechnet einen Euro sind außerdem eine Packung Zigaretten oder ein Bier zu haben. Rund drei Euro kostet ein Aschenbecher in Bunker-Form, ein treffendes Souvenir. 700.000 pilzkopfförmige Bunker hat Hoxha in seiner Amtszeit errichten lassen, weil er fürchtete, dass Nato und Warschauer Pakt das 3,5 Mio. zählende Volk gleichzeitig überfallen könnten. „Bunkerschauen“, ein weiteres Spiel, um die Zeit im Furgon zu überbrücken.

Luxus auf dem Teller

Diese so unzerstörbaren wie nutzlosen Dinge stehen an den unmöglichsten Orten. Im südlichen Saranda werden sie von den Einwohnern zum Gartenhügel degradiert, in pazifistischem Weiß bemalt, mit Blumentöpfen umfriedet. Saranda schneidet sich in Form eines Pferdehufes in die südalbanische Küste, von der Promenade aus sind Korfu und die EU zum Greifen nahe. Die Anfahrt nach Saranda und die Stadt selbst erinnern an vieles, an die Amalfi-Küste bei Neapel, an Passagen an der Côte d'Azur, aber sicher nicht an das Stereotyp vom europäischen Armenhaus. Nach den Abenteuern auf der albanischen Straße ist hier Erholung angesagt, etwas außerhalb am kleinen Traumstrand, bei herrlichem Sea Food, und in der Stadt selbst, in komfortablen Hotels (Doppelzimmer: 30 Euro) und Outdoor-Clubs, die den internationalen Vergleich nicht zu scheuen brauchen.

Tagestouristen bringen Kunde von Abzockereien auf der griechischen Insel. Sie stellen den Großteil der West-Touristen, denn der Fremdenverkehr ist in Albanien eigentlich Freund-



Als Reiseziel rangiert Albanien ganz hinten. Zu Unrecht, denn das Land steckt voller Überraschungen. Wo sonst ist es ganz normal, einen Bunker im Garten zu haben? Foto: Clemens Neuhold

Verkehr. Im Sommer strömen ethnische Albaner aus Mazedonien und dem Kosovo in Scharen ins Land, vor allem in das für sie nahe gelegene Durrës weiter im Norden, nur 30 Kilometer von Tirana gelegen. Auf zehn Kilometer beherrscht die frühere Hauptstadt den „Strand Großalbanien“. Badegäste aus Skopje oder Priština werden in den Restaurants und Shops umworben wie Österreicher und Deutsche in Jesolo, bei 40 Grad im Schatten trottet ein Braunbär aus den panalbanischen Bergen über den Strand, bereit, für Juxtbilder Modell zu stehen. Ins Wasser gehen jene, die verdrängen, dass unweit vom Strand der größte albanische Hafen liegt.

Zwischen Orten wie Durrës, Saranda oder Tirana gibt es neben Mercedes und Bunkern eine weitere Klammer: Raiffeisen.

Die österreichische Bank hat das Bankwesen mit über hundert Filialen fest in der Hand, Albanien-Kenner nennen sie auch die geheime Nationalbank, weil sie sogar beim Zinsniveau ein Wörtchen mitzureden haben soll. Der politische Einfluss der „Giebelkreuzler“ liegt auf der Hand, ist doch der albanische Staat zum größten Teil bei Raiffeisen verschuldet.

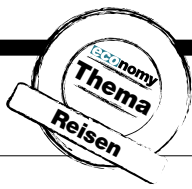
Land im Baufieber

In der Stromversorgung wird die EVN (Energie Versorgung Niederösterreich) bald eine Schlüsselrolle einnehmen. Sie baut um eine Mrd. Euro ein riesiges Speicherkraftwerk. Wie stark der Energiebedarf im Land noch steigen wird, davon erzählt wiederum die albanische Straße, die gesäumt ist von rohen oder halb fertigen Bauten. Manche von ihnen

werden wieder verfallen, weil viele Albaner einfach drauflosgebaut haben, ohne die nötige (teure) Genehmigung, anderen ist durch die Wirtschaftskrise und das fehlende Einkommen aus der Gastarbeit in Italien oder Deutschland die finanzielle Puste ausgegangen.

Trotzdem stehen die Rohbauten im ganzen Land für die Aufbruchsstimmung, die sich die Albaner nicht mehr nehmen lassen. Ausdruck des Selbstvertrauens ist der heuer erfolgte Antrag auf den EU-Beitritt. Der liegt in sehr weiter Ferne. Aber in die Nato hat es das Land immerhin schon geschafft. Die Freude darüber war riesig, ein Restaurant trägt gar den Namen „George W. Bush“, eine weitere albanische Spezialität, von gegrillten Schafsköpfen gar nicht zu reden.

Clemens Neuhold



Erika Mayer: „Gute Bilder setzen Interesse voraus.“ Ein Gespräch über Sonnenuntergänge als Lieblingsmotive, prämierte Bilder, fotografischen Datenmüll, negative Kindheitserinnerungen mit Folgewirkung und warum Werke des Fotojournalismus oft nur Zufallsprodukte eines fotografischen Dauerfeuers sind.

Die Geschichten hinter den Bildern

economy: Ein Streifzug auf www.erikamayer.at verrät, dass Sie sich mit Personen- und Unternehmensporträts beschäftigen, Produktinszenierungen sowie Fotoreportagen entwickeln. Wie darf sich jemand, der Sie nicht kennt, Ihre Arbeit vorstellen?

Erika Mayer: Jedes meiner Bilder erzählt eine eigene Geschichte. Damit ein Bild seine Wirkung entfaltet, muss man mir allerdings zuerst etwas erzählen, oder ich muss eine Gegend auf mich wirken lassen. Mir ist es wichtig, vor der eigentlichen Arbeit mit den Menschen zu reden. Welche Vorstellungen haben sie? Welche Inhalte möchten sie rüberbringen? Bei Porträtaufnahmen kann es vorkommen, dass ich mit der Person eine halbe Stunde lang plaudere, weil es ja nicht nur um das eine Bild geht. Der zu Porträtierende hat auch einen Charakter, der zum Ausdruck gebracht werden muss.

Zählt die Porträtfotografie derzeit zu Ihren Arbeitsschwerpunkten?

Porträts mache ich derzeit am liebsten, weil ein simpler Gesichtsausdruck äußerst spannend sein kann. Hierbei kommt es auf die persönliche Wahrnehmung an. Sehe ich den lachenden Menschen oder den, der nach dem Lachen wieder seine traurige Miene zeigt? Ich hatte beispielsweise während eines Interviewtermins Ottfried Fischer zu porträtieren. Allerdings weißt du bei dem nicht, woran du bist. Aber auf Knopfdruck konnte er sein verschmitztes Bullenlächeln aufsetzen.

Beschränkt sich Ihre Arbeit ausschließlich auf Auftragsarbeiten?

Keineswegs. Manche Themen ergeben sich bei mir auch von alleine. So habe ich auch schon die Obdachlosen am Salzburger Kapuzinerberg abgebildet oder das Lachen eines Kindes festgehalten, kurz nachdem es die Krankheit Krebs besiegt hatte.

Wir befinden uns mitten in der Urlaubszeit. Studien besagen, dass Sonnenuntergänge die meistfotografierten Motive darstellen. Mit einigem Abstand folgen Sehenswürdigkeiten wie beispielsweise der Pariser Eiffelturm.

Fotografisch langweilen mich Sonnenuntergänge. Ab und zu ist es durchaus ratsam, die Kamera liegen zu lassen, um diesen einen Moment zu genießen und sich nicht krampfhaft dem Zwang hinzugeben, alles auf einem Foto festzuhalten. Mit dem Blick durch die Kamera nehme ich ja auch nicht alles so intensiv wahr.

Kann man diesen immer wiederkehrenden, touristischen Bildinhalten eigentlich noch Neues abgewinnen?

Jeder Fotograf hat eine eigene Bildsprache. Jeder hat andere Gedanken. Beim Fotografieren hängt natürlich viel von der Perspektive und dem Blickwinkel ab. Aber auch das Licht ist ganz wichtig. Es reicht, das vorhandene, natürliche Licht mit ins Bild zu nehmen. Manchmal geht es auch einfach nur darum, etwas in Szene zu setzen, damit ich eine Frische in teils verstaubte Motive reinbringe.

Aber erschreckt nicht die Tatsache, dass es Millionen von Sonnenuntergängen auf Digitalkameras und Computer gibt?

Durch die Digitalisierung wird derartig viel fotografischer Datenmüll erzeugt, das ist gigantisch. Ich gehe da zurück und nehme eine analoge Mittelformatkamera mit zwölf Bildern, wo auch die Entwicklung schweineteuer wird. Aber diese Form des Fotografierens holt dich runter, weil du einfach viel mehr überlegen musst, was du mit dem Bild aussagen möchtest.

Woher kommt eigentlich Ihre Begeisterung für die Fotografie?

Als Kind hätte ich immer gern den Auslöser einer Kame-



Die Fotografin Erika Mayer (27) erhielt trotz ihrer Jugend schon mehrere Auszeichnungen für ihre Arbeiten. Foto: Erika Mayer

ra gedrückt, aber das habe ich nie dürfen. Später nach der Pubertät habe ich eine Spiegelreflexkamera bekommen und in weiterer Folge eine Ausbildung zur Fotografin gestartet. Aber als junge Fotografin fehlt mir einfach noch die Erfahrung, dass ich mich wirklich Fotografin nennen darf.

Das klingt jetzt nach falscher Bescheidenheit. Immerhin gewannen Sie beim Objektiv-Fotopreis der Austria Presse Agentur 2007 mit einem Flugshow-Bild am Wolfgangsee, das exakt den Augenblick zeigt, wo die Maschine am See aufschlägt. Ich nehme mal an, nicht jeden Tag hat eine Fotografin die Möglichkeit, einen „Red-Bull-Absturz“ mit der Kamera festzuhalten?

Bei der Red-Bull-Flugshow sind wir mit dem Boot rausgefahren. Mich faszinierten ein-

fach der strahlend blaue Himmel und die roten Flieger. Ich dachte mir, das ergibt ein paar Superfotos. Dass dann zufälligerweise ein Flieger abstürzte, versetzte mich zuerst einmal in einen Schock. Erst zu Hause merkte ich, dass ich diese Szene ebenfalls im Bild hatte. So bin ich dann auch versehentlich in die Medienlandschaft reingeschlittert.

Reizt Sie der fotografische Journalismus kein bisschen?

Ich muss mich konzentrieren können. Also dieses ständige Geklacke bei Pressekonferenzen, bei denen „Platzhirsche“ rumrennen und wenig denkend fotografische Dauerfeuer abgeben, entspricht so gar nicht meiner Auffassung. Insofern finde ich den Fotojournalismus nett. Ich habe gesehen, wie die Medienlandschaft funktioniert, aber mein Herz gehört mittlerweile

wieder mehr der Studioarbeit und längeren Reisereportagen, die allerdings zu wenig honoriert werden.

Worin besteht hier der wesentliche Unterschied?

Im Faktor Zeit und der Freude an der Arbeit. Bei meinen Reisen mische ich mich sehr gerne unter die Einheimischen, um das Leben dieser Personen näher kennenzulernen. Meist führen die dich dann auch zu den schönsten Plätzen. Oder ich fotografiere sie bei ihren alltäglichen Arbeiten, weil ich so eine Geschichte erzählen kann und ausdrucksstarke Bilder erziele. Wenn man seine Arbeit gerne macht, kommen auch tolle Resultate raus. Beispielsweise wollte ich während der Fußball-Europameisterschaft einfach nur die nette Stimmung der türkischen Kinder-Folkloregruppe einfangen ...

... und wurden dafür von Presetext Austria mit dem Foto des Jahres 2008 ausgezeichnet. Eigentlich bemerkenswert, dass die Kultur den sportiven Event des letzten Jahres besiegt. Besitzen Sie keine Affinität zum Sport?

Bei Sportfotografien gibt es für jede Sportart Spezialisten. Schließlich ist es enorm wichtig, den möglichen Verlauf eines Spiels zu kennen, um sich darauf einzulassen. In meiner Jugend war ich selbst im Leistungssport als Schwimmerin tätig. Mein Vorteil. Aber gelegentlich reicht es mir auch, bei Porträtaufnahmen nur zu assistieren wie in diesem Jahr bei den Spieleraufnahmen von Red Bull Salzburg.

Abschließende Frage: Welche Kamera würden Sie empfehlen? Welche ist die beste?

Derzeit arbeite ich sehr gerne mit der chinesischen Plastikcamera Holga, die als vermutlich primitivster Fotoapparat gilt. Aber es gilt das Zitat: „Die beste Kamera ist die, die du dabei hast.“

Michael Liebming



Die neue Lust an der gehobenen Exotik

Die Reisebranche splittet sich zunehmend in die Billigreisesparte und Reisen für anspruchsvollere Traveller auf. Für Letztere ist das Angebot an kleinen, aber feinen Hotels an Top-Destinationen, aber auch die Auswahl an Abenteuer- und Kulturreisen in exotische Gebiete zuletzt immer zahlreicher geworden.

Arno Maierbrugger

Jesolo und Caorle sind Reiseziele von gestern. Der Urlauber von heute will mehr von der Welt sehen, das zeigt allein die Fülle an Fernreiseangeboten, auf die man in diesem tourismusschwachen Sommer stößt. Eine Woche Kenia im Dreistern-Hotel ab 700 Euro, eine Woche Thailand um 800 Euro, all inclusive: Worauf noch warten?

Die Reiseindustrie müht sich redlich, ihre Betten zu füllen. Und für viele Leute, die sonst den Urlaub aus Kostengründen eher im europäischen Umland verbringen, sind Kenia und Thailand noch dazu ein schwerer Kulturschock. „Ein paar kleine Schnitzer muss man bei diesen Preisen einfach hinnehmen“, sagt ein Reisender im Travelblog von Holidaycheck. „Ansonsten muss man eben mehr bezahlen. Zudem sollte man sich vorher eventuell über das Land informieren, in das man reist. Dann bekommt man keinen Kulturschock und regt sich nicht über dreckige Fugen oder Schimmel im Bad auf. Wer das nicht kann, muss entweder viel zahlen oder sollte nur in Industrieländer reisen.“

Billig, Abenteuer oder Kultur

Billig reisen heißt also auch duldsam sein, jedenfalls ist es eine Möglichkeit für viele, einmal ganz weit weg zu kommen. Für andere, die Reisen eher als Kulturtätigkeit statt simple Erholung sehen, liegt die Sache natürlich anders. Clubhotels, 500 Euro-Urlaube im Massenquartier, Rambazamba mit Maturantengruppen, Sauerkraut auf Mallorca oder deutsches Bier auf den Kanaren kommt da eher nicht in Frage.

Für anspruchsvolle Reisende hat sich in den letzten Jahren ein breit gefächertes Programm an diversen Angeboten entwickelt, das unterschiedliche Möglichkeiten eines kultivierten Urlaubs bietet. Zum einen ist dies das Aufkommen spezieller Hotelangebote abseits des Massentourismus, gemeinhin als Design- oder Boutique-Hotels

bezeichnet. Diese bieten neben außergewöhnlicher Architektur und Ausstattung auch extravagante Zusatzleistungen wie zum Beispiel eine erlesene Spa-Behandlung, spezielle Ausflüge, Wellness, einen gut sortierten Weinkeller und allerlei andere Annehmlichkeiten.

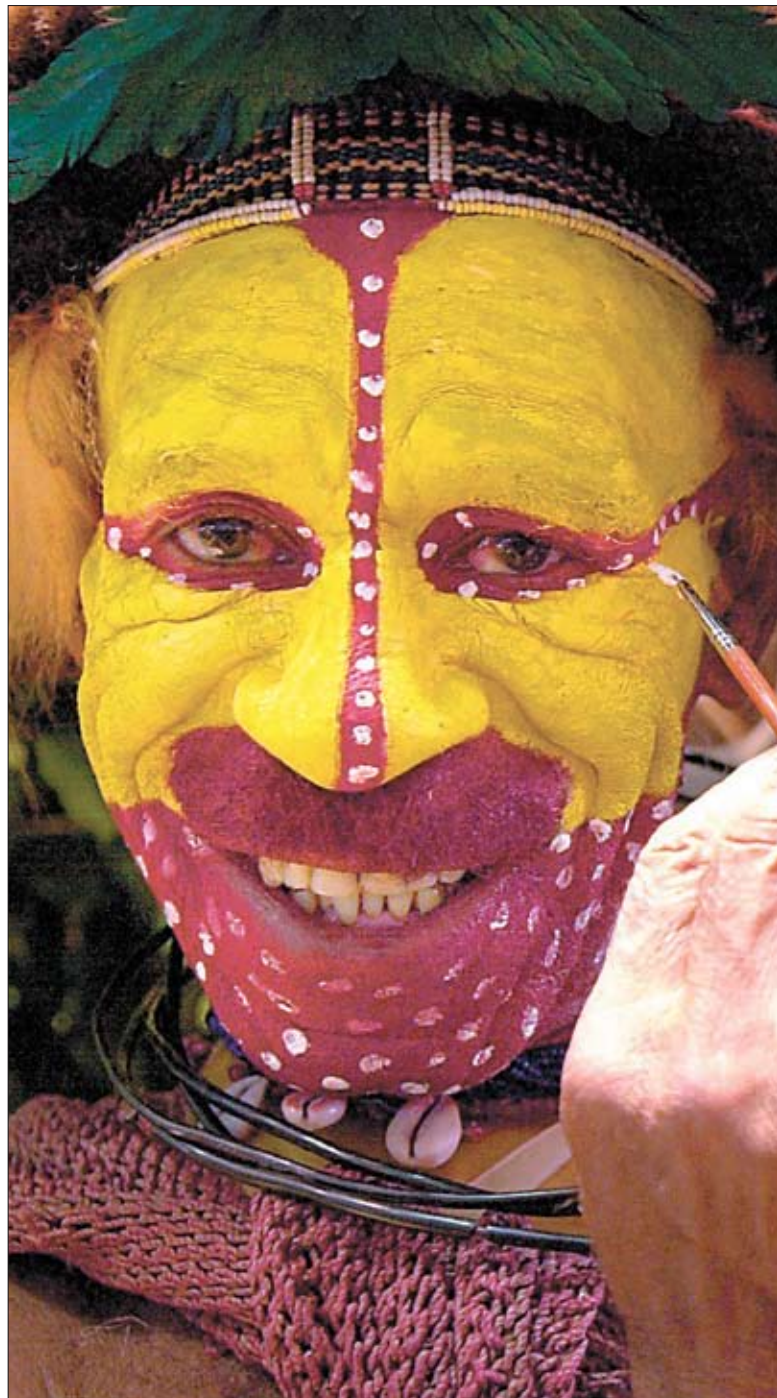
Die größte Präsenz in dieser Travel-Nische hat die deutsche Lifestyle-Marke Design Hotels besetzt. Reisende können unter mehr als 160 Mitgliederhotels auswählen. Die regionalen Schwerpunkte liegen derzeit in Europa und Asien, doch auch in Marokko oder der Karibik wird man fündig. Design- oder Boutique-Hotels unterscheiden sich von den großen Hotelketten durch persönlicheren Service und Gestaltung, da die Hotels meist von den Inhabern geführt sind. Die ersten Boutique-Hotels gab es in den 1980er Jahren in New York, San Francisco und London.

Klein, aber fein

Die Häuser sind einem bestimmten Thema oder Stil gewidmet und dementsprechend eingerichtet. Meistens sind sie eher kleiner, aber in großen Städten wie London, Barcelona, New York oder Paris können sie durchaus auch mehr als hundert Zimmer haben.

Fünfsterne-Hotels mit speziellem Design und ausgewählter Location bietet auch die thailändische Marke Anantara, für viele ein Inbegriff für asiatischen Luxus und guten Geschmack. Trendsetter unter den Designhotels ist auch die Morgans Hotel Group, die mit absoluten In-Hotels in den USA (und auch den beiden berühmten Häusern St Martins Lane und Sanderson in London) punktet.

Doch Designerhotels und andere Geheimtipps sind auch nicht jedermanns Sache, und auf die Dauer belasten sie das Reisesäckel doch erheblich. Und so wenden sich manche Traveller eher den „designten“ Reisen zu, die sich an den Ansprüchen moderner Abenteuer orientieren. Wohin soll man also heute noch reisen?



Wohin heute noch reisen? Nach Grönland oder eher doch nach Papua-Neuguinea? Foto: DPA/Stephanie Pflück

„Wir erkennen im Reiseverhalten unserer Kunden deutlich den Trend zur maßgeschneiderten beziehungsweise Individualreise“, sagt Helmut Loizenbauer, Inhaber eines der besten Spezialreisebüros im deutschsprachigen Raum. Das kleine Unternehmen aus Oberösterreich bietet in der Tat sehr außergewöhnliche Destinationen. Darunter fallen etwa

Reisen nach Nordkorea, Kamtschatka, Ostgrönland, Papua-Neuguinea, Timbuktu oder die Antarktis. Alles mit komplettem Programm.

Außerhalb der Normen

„Wenn man sich entschließt, eine Reise zu machen, die außerhalb gängiger Normen liegt, sollte man auch bereit sein, hin und wieder auf gewohnte Be-

quemlichkeiten zu verzichten“, sagt Loizenbauer. „Dafür wird man Landschaften von atemberaubender Schönheit sehen, vergessene Kulturdenkmäler besuchen und durch die herzliche Gastfreundschaft der dortigen Bewohner vielfach entschädigt.“ Eine „persönliche, positive Einstellung zum Gastland und seinen Menschen“ verbunden mit „Toleranz und Nachsicht“ seien jedenfalls notwendig, um eine solche Reise zu einem bleibenden Erlebnis werden zu lassen.

Unter den außergewöhnlichen Reisen, die Loizenbauer im Programm hat, ist auch ein Aufenthalt auf der Insel Socotra, gelegen vor der Küste des Jemen, eine Destination, die einem ansonsten gewiss nicht in den Sinn kommt. Oder eine siebentägige Schiffsreise mit einem Schiffsdampfer von Kapstadt auf die entlegene Insel Tristan da Cunha, die als die abgelegenste bewohnte Insel der Welt gilt.

No-go-areas

Und so gilt es noch vieles zu entdecken. Allerdings birgt die heutige Welt auch eine Reihe von No-go-areas, die man von seinem touristischen Radar verbannen sollte. Die gefährlichsten Länder der Welt, für die allesamt eine offizielle Reisewarnung der UNO ausgerufen wurde, werden derzeit von Somalia getoppt. Abgeraten wird von Reisen jeder Art dorthin, auch von „beruflich notwendigen“.

Weitere Krisenherde bilden der Irak, Afghanistan und Pakistan (zumindest bestimmte Gebiete in diesen Ländern). Nicht zu empfehlen sind ebenso Haiti, Sudan und die DR Kongo. Auch in Simbabwe muss man sich derzeit nicht unbedingt als Tourist aufhalten. Und am besten macht man um die Palästinaergebiete und den Libanon einen Bogen. Von Urlaubsreisen in den Jemen und den Iran wird im Moment ebenfalls abgeraten. Die gängigsten Probleme: Entführungen, Überfälle, Selbstmordattentate, Landminen, Aufstände.



Reiseführer Tripwolf jagt das Papier

Vor etwas mehr als einem Jahr hat das österreichische Start-up Tripwolf sein Debüt gefeiert. Heute greifen rund 1,2 Millionen Nutzer auf den Online-Reiseführer zu, der mehr als nur starrer Inhalt ist. Nutzer erweitern die Infos laufend mit eigenen Erfahrungen und Berichten. Seit Kurzem ist Tripwolf auch mobil einsetzbar.

Klaus Lackner

Wer heute eine Reise plant, kommt dabei um das Internet nicht mehr herum: Ob Hotelvergleich, Flugbuchung und Routenplanung – das Web bietet unzählige Möglichkeiten. Nicht immer ist es dabei leicht, den Überblick über die einzelnen Informationen zu behalten. Von der stundenlangen Suche bleiben im Endeffekt oft nur wenige verwertbare Informationen übrig.

Mit der Website Tripwolf.at ging im letzten Jahr ein in Österreich entwickelter Online-Reiseführer ans Netz. Der Investor und Reisebuchverlag Mair Dumont stellt seinen gesamten Content zur Verfügung, diese Inhalte werden um Reisetipps und Fotos anderer User sowie ein soziales Netzwerk ergänzt. In einer nächsten Ausbaustufe sollen ebenfalls Hotel- und Flugbuchungen ermöglicht werden.

Nutzer können sich auf Tripwolf ihren persönlichen Reiseführer zusammenstellen: Im „Guide“-Bereich finden sich zum Start Informationen zu rund 200.000 Destinationen, geografische Daten liefert dazu Google Maps, Fotoeindrücke werden über eine Kooperation mit Lomo bereitgestellt. Nach einer kurzen Einleitung zur gewählten Destination folgt ein Ranking der Top-Highlights, gefolgt von Ergebnissen zu Kultur, Erholung, Sport, Nachtleben, Essen, Unterkunft und Shopping.

Einzelergebnisse, die dem Nutzer zusagen, können per Drag-and-Drop auf einen Notizblock gezogen werden. Ist das Reiseprogramm zusammengestellt, wird auf Knopfdruck eine PDF-Datei mit den Reise-Infos generiert und ausgedruckt – der personalisierte Reiseführer ist fertig.

Social Networking integriert

Über die sozialen Funktionen inklusive der Vernetzung mit Facebook können sich die User ein Netzwerk mit anderen Reisebegeisterten aufbauen und



Tripwolf bringt Reisetipps per Mausclick zusammengestellt zur Offline-Nutzung vom PC auf das iPhone. Die Inhalte stammen von den Usern und vom Mair-Dumont-Verlag. Foto: Photos.com

das Angebot mit eigenen Tipps und Empfehlungen erweitern. Die persönlichen Eindrücke können zudem in Fotogalerien und Reisetagebüchern mit der restlichen Tripwolf-Gemeinde geteilt werden. Die Tripwolf-Redaktion überprüft die von Nutzern eingereichten Daten, bevor sie für alle freigeschaltet werden. Über „Trip-Guru“-Nutzer, die freiwillig die Patenschaft für ein Land oder einen Ort übernehmen, soll weiters ein Expertennetzwerk aufgebaut werden, an das man sich bei Fragen zu einzelnen Destinationen wenden kann.

Tripwolf unterscheidet sich im Vergleich zu eingefleischten Plattformen wie etwa Expedia zum einen durch die sozi-

ale Komponente. Zum anderen steht hier nicht die Buchung im Vordergrund, sondern der stetig wachsende Infopool, auf den übrigens auch nicht registrierte Nutzer zugreifen können.

Der kostenlose Online-Reiseführer wurde diesen Sommer ein Jahr alt und erreicht heute bereits über eine Mio. User in fünf verschiedenen Sprachen. Die junge Plattform kann mit rund 1,2 Mio. Besuchen, die von der deutschen IVW (Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern) für Mai 2009 gemessen wurden, ein gewaltiges Wachstum verzeichnen.

Anfang des Jahres baute Tripwolf sein Angebot aus und startete die Reiseplattform ne-

ben Deutsch und Englisch auch in Französisch, Italienisch und Spanisch. Weitere Sprachen sind für die nahe Zukunft geplant. „Wir verfügen durch Partnerschaften mit Verlagen wie Mair Dumont oder Footprint über hochwertigen Content, der von unsern Usern begeistert ergänzt wird“, erklärt Geschäftsführer Sebastian Heinzl die Erfolgsstory. „Außerdem haben wir von Anfang an auf Internationalität gesetzt, was das wichtigste Attribut für eine Reiseplattform ist – Reisende wollen sich international austauschen und suchen Kontakt zu Insidern vor Ort.“

Zuletzt wurde das geballte Wissen der Community in eine iPhone-Applikation gepackt:

„Jetzt können unsere User auch von unterwegs auf alle Infos zugreifen“, sagt Heinzl. „Durch den iPhone-Launch im Juni sind die Zugriffe weiter angeheizt worden – wir wachsen stetig weiter.“ Und das kommt letztendlich den Nutzern zugute.

Die iPhone-Applikation richtet sich an zwei unterschiedliche Gruppen von Reisenden: einerseits diejenigen, die bereits im Vorhinein Reisepläne schmieden wollen, und andererseits Reisende, die im Rahmen eines Kurztrips Informationen zu Städten und Sehenswürdigkeiten in der jeweiligen Stadt finden wollen.

iPhone als Reiseführerersatz

Durch die „Locate me“-Funktion und die Möglichkeit, bereits auf Tripwolf erstellte Reiseführer mit dem iPhone zu synchronisieren, können vor allem teure Roaming-Kosten vermieden werden: Durch die Offline-Nutzung hat der Reisende bereits den selbst zusammengestellten Content dabei.

Davon ist auch Heinzl begeistert, der bereits die ersten Erfahrungsberichte von Testpersonen einholen konnte: „Bei sämtlichen Testvorführungen konnten wir die User durch die große Menge an Information sowie die Wahl zwischen On- und Offline-Modus beeindrucken. Das Handy, in unserem Fall das iPhone, ist nun mal das persönlichste Kommunikationsmittel, es ist immer dabei und ersetzt durch die Tripwolf-iPhone-App nun sogar unhandliche Reiseführer.“

Die iPhone-Applikation wurde vom Wiener Tripwolf-Team gemeinsam mit der Salzburger Forschungseinrichtung Salzburg Research in mehrmonatiger Arbeit entwickelt. Alexander Trieb, Tripwolf-Co-Geschäftsführer, meint: „Die harte Arbeit unseres Salzburger Entwicklungsteams um Nicolas Göll hat sich bezahlt gemacht. Unsere iPhone-Applikation iWolf ist die logische Weiterführung des klassischen Print-Reiseführers.“

PayLife

Demmer, Merleick & Bergmann



Wer auf den Größten vertraut, macht das größte Geschäft.

Steigender Umsatz und zufriedene Kunden? Sie haben es in der Hand! Mit der PayLife Bankomat-Kasse wird Bezahlen einfach und sicher. Die Akzeptanz aller Karten garantiert außerdem, dass Ihre Kunden immer genügend Geld dabei haben. Kein Wunder, dass schon jetzt der Großteil von Österreichs Unternehmen auf PayLife vertraut.

PayLife. Bringt Leben in Ihre Kasse.



Wie Sie zu Ihrer PayLife Bankomat-Kasse kommen, erfahren Sie unter der Telefonnummer 01/71701-1800 oder im Internet unter www.paylife.at/vertragspartner



Per Fahrrad in den Urlaub

Ausgiebige Radtouren zählen mittlerweile zum kostengünstigen, aber anstrengenden Freizeitvergnügen.

Michael Liebming

„Wir haben insgesamt die Distanz und unsere körperliche Verfassung überschätzt“, erklärt der tschechische Twenty-Something, während er sich den Weg erklären lässt. Ursprünglich wollten Jan und seine drei Freunde die knapp 700 km lange Distanz zum Formel-1-Grand-Prix in Ungarn mit dem Fahrrad bewältigen. Nun suchen sie aber am Vorabend des Starts bereits seit einiger Zeit nach der richtigen Ausfahrt von der Donauinsel, um das Abendquartier in Orth an der Donau zu erreichen. Reisende soll man bekanntermaßen nicht aufhalten, selbst wenn das Unterfangen aussichtslos erscheint. „Ich möchte unser intensives, gemeinsames Erlebnis nicht missen“, meint der etwas gezeichnete, Müsliriegel kauende Pedalritter mit strahlenden Augen. „Morgen werden wir das Rennen irgendwo via Fernsehen miterleben.“

Beinahe im Viertelstundentakt strampeln kleinere Fahrradgruppen an diesem Samstagnachmittag den Donauradweg entlang. Die Familien, Freunde

oder vereinzelt auch Ehepaare, die sich so saumselig fortbewegen, präsentieren sich in sportiver Adjustierung mit vollbepackten Satteltaschen, draufgebundenen Schlafsäcken und gut gefüllten Trinkflaschen, allerdings nur die wenigsten von ihnen mit Helm. Bei den einzelnen Raststätten, die entlang des Radwegs angesiedelt sind, sammeln sie sich und ihre Kräfte. Schließlich bedeuten marathontypische Radetappen körperliche Belastungen, die nicht nur bei Untrainierten mit Gewichtsverlusten von einigen Kilogramm einhergehen. Die Idylle von Freiheit und Unabhängigkeit weicht relativ rasch der strapaziösen Tortur. Gemächliche Steigungen, störender Gegenwind, die Wetterzustände allgemein und schmerzende Körper bilden das Konglomerat, das in einer Frage gipfelt: Was mache ich da eigentlich?

Radnomade auf Lebenszeit

Der Radnomade und Adventurer Tilmann Waldthaler hat während der letzten 30 Jahre über 420.000 Kilometer radelnd zurückgelegt und 133 Länder



Immer öfter genießen Touristen die Schönheit der Natur radelnd. Im Nachhinein verdrängen die positiven Erinnerungen qualvolle Anstrengungen während der Radreisen. Foto: Photos.com

bereist. In seinen Berichten bezeichnet er sich als privilegiert, unterwegs sein zu dürfen. Ständig sei er mit den einfachsten Dingen des Lebens konfrontiert, und er könne in der Schönheit der Natur seinen Lebenstraum realisieren. Dieses Abenteuererlebnis erinnert ein wenig an

die Erzählungen über schlechte Straßen mit tiefen Löchern, wenige Autos und stundenlang dauernde Anstrengungen, die die heute über 70-Jährigen zu schildern wissen. Für viele stellte das Fahrrad damals oftmals die einzige Möglichkeit einer Urlaubsreise dar.

Zunehmend erkennen Tourismusexperten den Stellenwert und locken Sommertouristen, die heimischen Radwege zu entdecken. Manch jugendlicher Mountainbiker lacht wahrscheinlich über das Tretbootfahren der Landstraße.

www.tilmann.com

Notiz Block



Forschungsgebiet Familienbetrieb

Der Großteil der österreichischen Klein- und Mittelbetriebe und rund die Hälfte aller Großbetriebe Österreichs sind Familienunternehmen. Grund genug, das Phänomen Familien-

unternehmen wissenschaftlich und dennoch anwendungsorientiert zu beleuchten. An der WU (Wirtschaftsuniversität Wien) wird daher das Forschungsinstitut für Familienunternehmen (Research Institute for Family Business) für die Dauer von vorerst drei Jahren eingerich-

tet, um die Dynamik dieser speziellen Unternehmenskonstellation zu erforschen.

Fitness für den Marsflug

Die ersten 105 Tage Testphase im russischen Marsmissionsprojekt „Mars 500“ sind abgeschlossen. Unter völliger Isolation von der Außenwelt mit einer sechsköpfigen Crew wurde der Ablauf eines Marsfluges einschließlich Landung und Aufenthalt in 520 Tagen simuliert. Während der 105-tägigen Testphase im „Mars“-Container trainierten die Kosmonauten mit dem am Institut für Konstruktionswissenschaften und Technische Logistik der Technischen Universität (TU) Wien in Kooperation mit der Universität Wien entwickelten Multifunktionsstraininggerät Multifunctional Dynamometer for Application in Space (MDS). Das in Wien entwickelte Krafttrain-

ningsgerät für die angehenden Kosmonauten hat sich bewährt und soll nach der noch ausstehenden „Space-Zertifizierung“ in einigen Jahren auf der ISS zum Einsatz kommen. Die TUForscher haben aber nicht nur die Reise zu fernen Planeten im Kopf. Erklärtes Ziel ist es, aus den Testergebnissen des Projektes ein effektives Training für die Rehabilitation von Menschen zu entwickeln, die nach Operationen oder längerer Bettlägerigkeit ihre Muskulatur und Knochendichte wieder aufbauen müssen.

Ausbildung für Online-Marketing

Der Verein zur Förderung der Online-Werbung IAB Austria und die Werbe Akademie des Wifi Wien starten einen Lehrgang für Online-Marketing. Mit diesem Ausbildungsangebot soll eine wichtige Lücke auf dem heimischen Bildungsmarkt ge-

schlossen werden. Online-Marketing wurde bislang in Österreich als Lehrinhalt praktisch ignoriert, obwohl der Bedarf seitens der Wirtschaft seit Jahren enorm ist. Ab 12. Oktober 2009 können Interessierte den berufsbegleitenden Abendlehrgang an der Werbe Akademie wahlweise als Diplomlehrgang oder Kompaktkurs belegen. Inhaltlich werden alle relevanten Online-Marketing-Aspekte genau erörtert. Der Diplomlehrgang dauert zwei Semester und besteht aus insgesamt zwei Modulen. Das erste Modul behandelt die Grundlagen des Online-Marketings und beleuchtet unter anderem die Gebiete E-Commerce, Community-Building, Search Engine Marketing, Affiliate Marketing, E-Mail-Marketing oder mobiles Marketing. Das zweite Modul setzt mit den Fachthemen Display Advertising (Werbeformate), Web 2.0, In-Game-Werbung, E-Media-Planung oder Online Research fort. kl

Radeln um jeden Euro

2006 wurde die Aktion „Biking 4 Butterfly Children“ ins Leben gerufen. Bis heute konnte das Mountainbike-Team rund 60.000 Euro für einen guten Zweck erradeln. Im Herbst wird weitergestrampelt.

Klaus Lackner

Innerhalb von wenigen Jahren wurde aus einem Event für Kunden die größte Spendensammelaktion für die Schmetterlingskinder (Debra Austria). Möglich gemacht hat das Andreas Engelhardt, der Unternehmen und deren Kunden von der Idee überzeugen konnte, Charity und Kundenbindung unter einen Hut zu bringen. *economy* sprach mit dem Initiator und Organisator über die Motivation, fast sein ganzes Privatleben einem guten Zweck zu opfern.

economy: Sie haben „Biking 4 Butterfly Children“ (B4BC) im Rahmen eines Firmen-Events gestartet. Was war die ursprüngliche Motivation dafür?

Andreas Engelhardt: 2006 gab es im Rahmen der Worldgames of Mountainbiking in Saalbach Hinterglemm erstmals einen Teambewerb, wo es nicht um Bestzeiten, sondern um gemeinsam erradelte Kilometer ging. Ich wusste von meinen Kunden, dass nicht nur viele Menschen gerne golfen, sondern dass Mountainbiken für viele der Ausgleichssport Nummer eins geworden ist. Ziel war es, 50 sportliche Kunden für einen guten Zweck an den Start zu bringen. Mit 138 Teilnehmern und 8500 Euro Spendenergebnis übertraf das Ergebnis schon im ersten Jahr alle Erwartungen.

Und wieso radeln Sie mit Ihrer Aktion gerade für die Schmetterlingskinder?

Ich kannte diese Erkrankung zu diesem Zeitpunkt auch nur von den Plakaten des Teddybären mit dem Kaktuskopf. Ich habe mit Rainer Riedl, Obmann der Selbsthilfegruppe Debra Austria, telefoniert und ihm von unserer Idee erzählt, diese Trendsportart zu nutzen, um das Thema einem neuen Publikum vorzustellen. Ich genieße das Privileg, selbst zwei gesunde Kinder zu haben, und bewun-

derte den Einsatz eines betroffenen Vaters. Daraufhin wollte ich die Schmetterlingskinder im Rahmen meiner Möglichkeiten unterstützen.

Sie haben viele der Teilnehmer persönlich von der Aktion überzeugt. Wo liegt im Endeffekt die Motivation der Teilnehmer?

Ich habe viele Kunden kennengelernt, die gerne Rad fahren, aber noch nie bei einem Rennen am Start waren. Die Kombination aus sportlichem Gemeinschaftserlebnis und Charity-Aspekt hat in den letzten vier Jahren über 550 unterschiedliche Personen zu „Biking 4 Butterfly Children“ gebracht.

Mountainbiken ist jetzt nicht gerade ein Breitensport und schon gar nicht in golfenden Chefetagen beliebt. Wieso, glauben Sie, ist Ihre Initiative trotzdem so interessant für Partner aus der Wirtschaft?

In den letzten Jahren waren Sportarten wie Golfen und Fußball sicher der Standard für Firmenveranstaltungen. Wer aber mit seinem Kunden über denselben Berg geradelt ist, hat sich auf jeden Fall etwas mehr zu erzählen. Zudem bieten die Worldgames of Mountainbiking als Hobby-Weltmeisterschaft mit über tausend Startern den perfekten Rahmen für ein Kundenevent. Außerdem steht Mountainbiken für gesunden Hobbysport, Dynamik und Kraft – ein Image, das für viele Unternehmen interessant ist.

Ist B4BC ein geschlossener Club, oder wollen Sie noch mehr Partner und damit Teilnehmer gewinnen?

Unsere Aktion soll Teilnehmer und Sponsoren ansprechen, die sich beim Mountainbiken gerne für einen wichtigen sozialen Aspekt engagieren.

Spürt B4BC die Folgen der Wirtschaftskrise?



Andreas Engelhardt und sein Team-Partner Rizan Flenner: 950 Kilometer durch Südafrika – für einen guten Zweck. F.: Sportgraf.com

Natürlich ist es in Zeiten wie diesen, wo viele Leute ihren Job verloren haben und Unternehmen sich darauf vorbereiten, gestärkt aus der Wirtschaftskrise hervorzugehen, nicht einfach, offene Ohren für eine Charity-Aktion im Rahmen eines Sportevents zu finden. Umso mehr freut es mich, dass es mir gelungen ist, auch heuer namhafte Unternehmen aus der

IT-Branche – All-IT, ACP IT Solutions, CA Software, Comnet, Fujitsu Technology Solutions, NetApp und S&T Austria – zu gewinnen.

Zurück zum Rennen: Viele der Teilnehmer sind im Rahmen von B4BC zum ersten Mal ein Mountainbike-Rennen oder gar überhaupt Mountainbike gefahren. Gibt es eine typische

Antwort für „nach dem ersten Mal“?

Glücklich, stolz, aber müde habe ich von vielen Teilnehmern im Ziel gehört, dass sie das Wissen, sich ein paar Stunden zu „quälen“, im Vergleich zu den Schmerzen eines Schmetterlingskinderes von einer Aufgabe des Rennens abgehalten habe.

Was waren für Sie die schönsten und kuriosesten Momente in der Organisation oder mit Teilnehmern?

2007 gab es bei den Worldgames Mitte September einen Wintereinbruch inklusive Straßensperre aufgrund einer Mure am Vortag des Rennens. Um drei Uhr morgens habe ich mit Wolfgang Breitfuß (Direktor des Tourismusverbandes, Anm. d. Red.) die Strecke neu designt, denn die kurze Strecke mit hundert Startern unseres Teams hätte aufgrund des Schneefalls abgesagt werden müssen. Dank des Einsatzes des Veranstalters und unserer Teilnehmer haben von 210 Angemeldeten 190 die Strecke trotz 600 Höhenmetern Schiebepassage gemeistert, und wir konnten in diesem Jahr 17.840 Euro spenden.

Woher nehmen Sie die Energie, diese Aktion im Rahmen der World Games of Mountainbiking jetzt zum vierten Mal durchzuführen?

Für mich ist es wichtig, meine Energien in ein sinnvolles Projekt wie „Biking 4 Butterfly Children“ zu stecken – egal ob mit einem kleinen Team quer durch die südafrikanische Wüste oder mit ein paar Hundert Menschen durch die Alpen.

Was sind die Pläne für B4BC?

Wir konnten in vier Jahren mithilfe der Veranstalter bei Mountainbike-Topveranstaltungen wie der Babenberger Trophy in Wien, der Salzkammergut Trophy in Bad Goisern und den Worldgames of Mountainbiking in Saalbach Hinterglemm über 60.000 Euro zugunsten der Schmetterlingskinder spenden und diese Krankheit einem breiten Publikum näherbringen. Deshalb werde ich auch nächstes Jahr unsere Aktion bei diesen Events weiterführen.

www.schmetterlingskinder.at
www.worldgames.at
www.ca-events.at

Tipp: Richtiges Kofferpacken vor dem Abflug



Wer kennt nicht den Geistesblitz kurz vor Urlaubsantritt: „Oh Gott, ich muss ja noch packen!“ Die erste und zugleich auch im wahrsten Sinne des Wortes gewichtigste Entscheidung, die man diesbezüglich zu treffen hat, ist die Wahl des Gepäckstückes. Soll es ein Koffer sein, eine Reisetasche oder lieber doch ein Trampler-Rucksack? Grundregel Nummer

eins lautet deshalb: Das Gepäckstück sollte dem Transportmittel und der Urlaubslage angepasst sein. Wer zwei Wochen abseits der Zivilisation in selbst gewählter Einsamkeit verbringt, braucht wohl keinen Hartschalenkoffer.

Deutlich besser schneiden da Weichkoffer ab: flexibel (weil man ja meistens mit mehr zurückkommt als man

losgefahren ist), leicht und idealerweise mit Rollen ausgestattet. Zusätzliches Plus: Im Unterschied zu den Reisetaschen zerknittert die Kleidung im Koffer nicht ganz so stark – und: Fluggesellschaften bringen dem Koffer beim Ver- und Entladen in der Regel etwas mehr Respekt entgegen als schnoddrigen 08/15-Reisetaschen.

Grundregel Nummer zwei: Jedes Teil, das in den Koffer kommen soll, nochmals einer kritischen Überprüfung unterziehen, ob dieses auch tatsächlich vor Ort benötigt wird. Womit wir nunmehr endlich beim eigentlichen Prozedere des Einpackens angelangt wären. Schwere Teile wie Bücher, Schuhe, Haarfön und Kulturbeutel kommen ganz nach unten, idealerweise extra verpackt in Beuteln oder Säcken. Gerade Duschgels und Co tendieren nämlich grundsätzlich dazu, sich zu verselbstständigen – sprich: Auslaufen kann schnell was.

Auslaufende Toiletteartikel

Bei Flugreisen sollten Taschen mit Toiletteartikeln zudem niemals ganz voll sein. Der veränderte Luftdruck über den Wolken kann Flüssigkeiten nämlich dazu bringen, sich auszudehnen und in weiterer Fol-

ge den Deckel zu sprengen. Um in der untersten Kofferschicht für Stabilität zu sorgen, empfiehlt es sich, Nachtwäsche, Unterwäsche, Socken und eingerollte T-Shirts als Lückenfüller zu benutzen. Mitgenommene Gürtel (immer von der Schnalle weg einrollen) erfüllen übrigens als provisorische Schuhspanner ihren Zweck. Sollte am Urlaubsort Abendkleidung vonnöten sein, dann ist spätestens jetzt der beste Zeitpunkt, diese im Koffer zu verstauen. Für einen sicheren und knitterfreien Transport haben sich Handtücher als Lagentrenner bewährt. Schicht drei im Koffer bilden schließlich Oberteile und unkomplizierte Beinkleider. Wenn möglich, empfiehlt es sich, diese zu rollen. Als Finisher erweisen sich einmal mehr Handtücher als die beste Wahl.

Sonja Gerstl
Foto: Photos.com

Warenkorb



● **Eine für alles.** Eine Fernbedienung für das TV-Gerät, eine für die Sound-Anlage und eine weitere für den DVD-Player – je mehr Home-Entertainment-Geräte in der Wohnung stehen, desto komplizierter wird deren Steuerung. Dank überarbeiteter Funktechnologie, einem Farb-Touchscreen und einer intuitiven Tastenanordnung steuert die wiederaufladbare Logitech Harmony 900 das gesamte Home Entertainment – selbst wenn sich die Geräte hinter geschlossenen Schranktüren oder in anderen Räumen befinden. Preis: 399 Euro.

● **Bei Anruf Facebook-Status.** Mit Yellix können Smartphone-User Anrufe auf dem Handy den Freunden auf der Online-Community Facebook zuordnen. Yellix-User sehen das Profilbild und den aktuellen Status – Facebook-Mitgliedschaft vorausgesetzt – des Anrufers auf ihrem Handy-Display. So können Online-Nutzer nun Anrufe auf dem Handy mit der Community verbinden. Die Anruferkennung erfolgt in Österreich nicht nur durch den Abgleich mit dem eigenen Facebook-Freundeskreis, sondern auch durch die Abfrage der Verzeichnisse von Herold und Auskunft.at. Preis: 0 Euro.



● **Speicherdichte.** Toshiba hat die nächste Generation seiner tragbaren USB-2.0-Laufwerke Store Art vorgestellt. Diese bieten nicht nur ein attraktives Design, sondern auch vollständigen System-Back-up, passwortgeschützte Verschlüsselung für zusätzliche Sicherheit und weitere Software-Features. Für Anfänger soll eine intuitive Benutzeroberfläche das Back-up von digitalen Daten noch einfacher machen. Erfahrene Nutzer haben die Möglichkeit, ihre Back-up-Präferenzen wie Häufigkeit, Sicherheitslevel und zu sichernde Dateitypen selbst anzupassen. Verfügbare Kapazitäten: 250, 320 und 500 Gigabyte. Preise stehen noch nicht fest.



● **Kino für Selbstdarsteller.** Mit der Microsoft LifeCam Cinema kann jeder groß rauskommen: einfach sein eigenes Video in Kinoqualität zu Hause drehen und direkt an Freunde und Familie verschicken oder ins Netz stellen. Die neue Webcam sorgt mit 720 Pixel High-Definition-Auflösung für gestochen scharfe Videos – zum ersten Mal im 16:9-Breitbildformat. Dank des integrierten Mikrofons mit Rauschunterdrückung ist auch für perfekte Tonqualität gesorgt, und so sind Gespräche auch ohne Headset möglich. Preis: 79,90 Euro.

● **Kabellos.** Durch einen eingebauten Akku im digitalen Bilderrahmen Kodak Easyshare S730 kann man diesen einfach vom Stromnetz trennen und überall mit der Familie und Bekannten Bilder bequem betrachten. Um die unterschiedlichen Erinnerungen auf die beste Art und Weise präsentieren zu können, bietet der Bilderrahmen eine ganze Bandbreite an Ansichtsmodi wie die „dynamische Collage“ und die neue Bildersuchfunktion „Picture Finder“. Preis: 149 Euro. *kl* Fotos: Hersteller



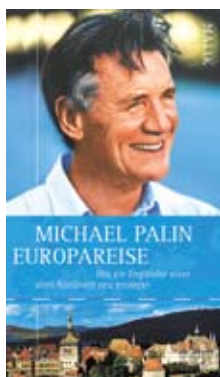
Leben

Buchtipps

Europäische Entdeckungsreise

Ex-Monty-Python Michael Palin liebt es zu reisen, anstatt bedrückt zu Hause zu bleiben. Diesen Umstand nutzt die BBC seit Jahren: Sie schickte ihn bereits in 80 Tagen um die Welt, von Pol zu Pol, ins Himalaya-Gebiet, aber auch in die Sahara. Palins jüngste Rundfahrt führte den 66-Jährigen nunmehr in die nächste Nähe seiner Heimat und ließ ihn 20 Länder des alten Kontinents neu entdecken.

In bewährter Manier nimmt der Brite an besonderen Ereignissen teil (Herstellung des weltgrößten Omelettes), gelegentlich besucht er Wege abseits touristischer Trampelpfade. Das alles geschieht durchaus unterhaltsam, etwa wenn er am Marienerscheinungsort Medjugorje mit den Worten „Michael, wo geht's hier zu den Kreuzen?“ angesprochen wird (Filmzitat aus *Das Leben des Brian*) oder die monumentalen Statuenköp-



fe von Marx und Engels als „Gartenzwerge auf Anabolika“ beschreibt. Und auch die Vergleiche, die Palin zu seinem Geburtsland zieht, amüsieren.

Man könnte dem Autor oberflächliche Geschichtsvermittlung vorwerfen, wenn er über die Entwicklung einzelner Länder berichtet. Aber seine eigentliche Stärke bezieht dieses Buch aus den zahlreichen persönlichen Gesprächen, die Palin mit den Menschen führt, um sie auch mit ihrer jüngeren Geschichte (zum Beispiel in Hinblick auf Jugoslawien) zu konfrontieren oder sich ihre Meinungen anzuhören (zum Beispiel EU/Türkei). Und so wird Lust erzeugt, fremde Länder näher kennenzulernen, womit der 400 Seiten starke Reisebericht die Erwartung an ihn mehr als erfüllt. *lieblich Michael Palin: Europareise Piper Verlag, 2009, 23,60 Euro ISBN: 978-3-890-29361-5*

Schnappschuss

Minister sucht Bäuerinnen des Jahres



Sie soll ländlich, engagiert und außergewöhnlich sein, eine Frau mit Vorbildcharakter für den Bäuerinnenstand: Diese Frau wird ab sofort gesucht. Das Lebensministerium hat den Wettbewerb „LEA – Die Bäuerinnen des Jahres 2009“ ausgeschrieben. „Ich will mit diesem Wettbewerb das Berufsbild Bäuerin stärken. Das hohe Ansehen des Berufsstandes soll weiter gesteigert werden“, formuliert Landwirtschaftsminister Niki Berlakovich (ÖVP) sein persönliches Anliegen. Über 60.000 Bäuerinnen erhalten von Berlakovich einen Brief mit dem Ersuchen, an dem Wettbewerb teilzunehmen beziehungsweise Bäuerinnen für den Wettbewerb zu nominieren, die Außergewöhnliches leisten. Die Einreichunterlagen und Wettbewerbsbedingungen finden sich auch auf der Website www.lebensministerium.at. Ausgezeichnet werden Projekte aus drei Kategorien: „Wirtschaft und Innovation“, „Soziales und Gesellschaft“ sowie „Kunst und Brauchtum“. *kl* Foto: BMLFU/Kern

Termine

● **Netzwerkspezialisten.** Das diesjährige Network Control Forum findet am 7. Oktober im Palais Daun-Kinsky in Wien statt. Am Vormittag finden zwei parallel laufende Seminarblöcke zu Netzwerksicherheitsthemen statt. Der Abschlussvortrag wird von einem außergewöhnlichen Gastredner geprägt sein: Werner Gruber vom Institut für Experimentalphysik wird kulinarische Physik humorvoll und verständlich erläutern.

www.schoeller.at/forum2009.html

● **Spielstadt Wien.** Das Computerspiel-Informationsevent „Game City“ findet heuer von 25. bis 27. September zum dritten Mal im Wiener Rathaus statt. Angesichts des großen Andrangs im Vorjahr werden die Kapazitäten ausgeweitet. Auch das Programm wird ausgedehnt: Erstmals findet die „Lange Nacht der Spiele“ statt. Das Konzept der „Game City“ selbst bleibt gleich: Schau der aktuellen Computerspiele, Computerspiele als Sport, Information und Beratung im Umgang mit Computerspielen sowie eine wissenschaftliche Fachtagung.

www.game-city.at

● **Business Intelligence.** Der Software-Anbieter SAS veranstaltet am 1. Oktober Österreichs größte Konferenz für Business Intelligence und Business Analytics im Tagungszentrum Schönbrunn in Wien. Neben den branchenüblichen Fachvorträgen werden mit Spannung der Trendforscher Peter Wipermann und Rennrollstuhl-Olympiasieger Thomas Geierspichler als Keynote-Speaker erwartet. *kl*

www.sasforum.at

Im Test: Held der Google-Welt

Das Hero von HTC dürfte es kommenden Windows-Handys schwer machen. Vor allem im Bereich Performance kann die Konkurrenz mit Redmond-Antrieb derzeit nicht Schritt halten. Auch die neue Oberfläche HTC Sense gefällt: Sie erleichtert insbesondere die Kommunikation mit Freunden und macht häufig genutzte Funktionen einfacher zugäng-

lich. Somit geht der Umgang mit dem Handy viel leichter von der Hand. Auch in den Bereichen Handy-Funktionen und Daten braucht sich das Hero nicht vor der Konkurrenz zu verstecken. Ein weiterer seiner Trümpfe ist der Android Market, der von vielen Programmierern ständig mit neuen Anwendungen und Programmen versorgt

wird. Auch auf Flash-Sites und -Funktionen kann man mit dem Handy zugreifen. Insgesamt ist das Hero das derzeit beste HTC-Handy mit Android. Weniger gefallen die eher schwache Akkuleistung und die große, unhandliche Stufe unten am Handy-Gehäuse. Auch die Sprachqualität beim Telefonieren könnte etwas besser sein. Das Hero ist derzeit ab etwa 445 Euro ohne Vertrag erhältlich. *kl* Foto: HTC



Karriere

● **Wolfgang Auf** (29) verstärkt ab sofort das internationale Steuerrechtsteam der Anwaltssozietät CMS Reich-Rohrwig Hainz. Auf war zuletzt bei einer Wirtschaftstreuhandlungsgesellschaft tätig und ist auf steuerrechtliche Fragestellungen im Zusammenhang mit Kroatien und Slowenien spezialisiert. Foto: CMS



● Der aus Kärnten stammende Jurist **Thomas Grabner** (37) leitet ab sofort beim internationalen Zahlungsanbieter Paysafecard die Akquisition und Pflege des Retail-Händlergeschäfts in Europa für das Produkt Cash-Ticket. Grabner war davor bei Wirecard, Qenta, Sorex und der Paylife Bank tätig. Foto: Paysafecard



● **Natalia Kosinowsky** (28) ist neue Bereichsleiterin des Adressverlags Jota Strategic Selling. Die gebürtige Wienerin beschäftigt sich schon ihre gesamte berufliche Laufbahn lang mit Marketing-Beratung. Sie war in den letzten Jahren bei Telebiz als Projektleiterin tätig und gilt als ausgewiesene Call-center-Expertin. Foto: Jota



● **Bernd Logar** (41) steigt ab sofort in das Executive Board bei Cirquent auf. Logar verstärkte seit 2007 das Wiener IT-Beratungsunternehmen als Mitglied der Geschäftsleitung. In seiner neuen Position zeichnet Logar mit langjähriger SAP-Erfahrung für die Leitung der SAP-Community-Plattform verantwortlich. Foto: Cirquent



● Die Wiener Unternehmensberaterin **Carina Palfrader** (26) avanciert zum jüngsten Managing Consultant bei Horváth & Partners, wo sie seit 2007 tätig ist. In ihrer neuen Funktion übernimmt die gelernte Betriebswirtin Projektleitungsverantwortung für nationale Projekte im Industriebereich. *kl* Foto: Roland Berger



Kommentar

Anna Weidenholzer

Keine Lausbubenstreiche



Rechtsextremismus darf nicht verharmlost werden. Es ist kein Lausbubenstreich, Hakenkreuze zu sprayen oder volksverhetzende Parolen von sich zu geben. Die Täter müssen zur Verantwortung gezogen werden, und es muss mit solchen Tätern intelligent umgegangen werden. Die Diversion stellt für die Justiz eine Möglichkeit dar, mit anderen Maßnahmen als einem Strafverfahren vorzugehen. Und sie erspart jugendlichen Tätern eine Vorstrafe, die sie nicht nur in ihrem weiteren Leben stark behindern, sondern

als fragwürdige Helden noch tiefer in die rechtsextreme Szene drücken könnte. An der Universität Linz wurde vor einigen Jahren eine sehr durchdachte und auch wirksame Form der Diversion angeboten. 65 wegen nationalsozialistischer Wiederbetätigung angezeigte Jugendliche besuchten dort den Kurs „Geschichte und Demokratie“. Es war mehr als bloße Wissensvermittlung, was dort passierte. Jedem Jugendlichen wurde ein Studierender zur Seite gestellt. Was im Plenum gehört wurde, diskutierte das Tandem gemeinsam unter vier Augen. Es war ein gegenseitiger Lernprozess, wie eine ehemalige Tutorin sagt. Mit Erfolg: Keiner der 65 Jugendlichen wurde bislang einschlägig rückfällig. Sechs Jahre sind vergangen, seit das Projekt zum letzten Mal angeboten wurde. Sechs Jahre, in denen sich die Szene verschärft und der Rechtsextremismus in Österreich zugenommen hat.

Alexandra Riegler

Darwin darf jetzt wieder



Seit sich die US-Regierung wieder mit Wissenschaftlern umgibt, scheint Entwarnung angebracht – ein wenig zumindest. Der Präsident rühmt sich nicht mehr, Entscheidungen „aus dem Bauch heraus“ zu treffen, und Themen wie embryonale Stammzellenforschung haben es zu teils zivilisierten öffentlichen Dialogen geschafft. Kreationisten wollen zwar weiterhin die Lehrpläne umkrepeln und Halbwüchsigen die wörtliche Auslegung des Alten Testaments als Wissenschaft verkaufen. Doch die Gegner

zeigen beim Konter ein glücklicheres Händchen. Die Evolutionslehre im Unterricht durch Schöpfungslehre zu ersetzen, löst auch in den USA wieder Empörung aus, und das, obwohl dort unter dem Deckmantel freier Meinungsäußerung mitunter Hanebüchenem nachgegangen wird. Gleichzeitig kann dem Nachwuchs im Heimunterricht weiterhin jegliche Ideologie eingepflegt werden. Mütter erklären ihren Kindern dann im Naturkundemuseum die „Wahrheit“ hinter den aus dem Wasser kriechenden Amphibien. Kreationismus auf dem Lehrplan bedeutet die Leugnung fundamentalster Wissenschaft, durchstößt die Grenze zwischen Staat und Religion und öffnet die Tür zu Intoleranz. Auf dem Lehrplan stehen sollten die Ansichten des Genetikers Theodosius Dobzhansky, der sagte: „Nichts in der Biologie ergibt einen Sinn – außer im Licht der Evolution.“



Sag dem Datenschutz ade

Der Informationshunger der USA erreicht unangenehme Ausmaße.

Arno Maierbrugger

Obama hin oder her. Die amerikanischen Behörden erfahren nach wie vor alles über Reisende, die in die USA fliegen. Die Vorgabe, sich nunmehr per Internet-Seite vorher zu offenbaren, um in das Land der unbegrenzten Möglichkeiten zu gelangen, ist der Datenschutz-Overkill schlechthin.

Wer seit dem 12. Jänner 2009 ohne Visum in die USA fliegen möchte, für den gelten geänderte Einreisebestimmungen: Besucher müssen sich vorher auf einer Webseite des Department of Homeland Security registrieren. Mit der elektronischen Erfassung lösen die USA das bisherige System ab, das noch auf Papierformularen beruhte.

Die Server-Farmen des US-Heimatschutzes arbeiten seitdem auf Hochtouren. Natürlich werden die Daten, die mancher Reisende vielleicht arglos ein-

gibt, mit anderen verfügbaren Datenbanken abgeglichen: Kreditkartenunternehmen, Autovermietern, Flugmeilenkarten, sogar Bankverbindungen (Swift) stehen den US-Schnüfflern offen. Diese sagenhaften Brüche des Datenschutzes sind seither erstaunlicherweise relativ unbeeinträchtigt geblieben: Es gibt für Europäer einfach keine andere Möglichkeit mehr, in die USA zu reisen, ohne einen kompletten Daten-Striptease hinzulegen.

Zahnlose Reaktionen der EU

Die EU hat eher zahnlos auf diese Schritte reagiert. Abgesehen von Protesten im Europäischen Parlament ist der Zustand des gläsernen Reisenden aus der EU unverändert. Da legte beispielsweise Brasilien eine ganz andere Gangart vor: Als kürzlich ebenfalls verschärfte Einreisebedingungen für brasilianische Bürger in die USA in Kraft traten, reagierte

Brasilien mit einer verpflichtenden Fingerabdruckabnahme von einreisenden US-Bürgern. Das Außenministerium in Washington reagierte darauf pikiert mit dem Argument der „Diskriminierung“.

Was mit den Daten geschieht, die die US-Schnüffler von Reisenden einsammeln, weiß man nicht genau. Man kann davon ausgehen, dass sie allen alliierten Geheimdiensten zur Verfügung stehen und die Analyse-Software der CIA und des Heimatschutzes glüht. Natürlich werden die meisten der betroffenen Reisenden sagen, sie hätten ohnehin nichts zu verbergen. Dieser Zugang ist angesichts der aufgezwungenen Lästigkeiten verständlich.

Es soll nur niemand in eine Situation kommen, wo der Terrorismus-Analysecomputer aus der Verknüpfung von Daten plötzlich eine Warnung ausspuckt, aus welchem Grund auch immer.

Consultant's Corner

The Hunter, the Farmer and the Superhunter

Forum Alpbach's topics this years reflect our fascination with our brain. Ruth Buczynski (President, NICABM) and Louis Cozolino point out „the brain is a social organ“ and needs to be studied in connection with other brains. Blushing, Buczynski says, is an example of a response requiring company. To develop key physical networks needed for emotional intelligence, children use thousands of interactions with parents, resulting in the parents frontal lobes functioning as an external prosthetic brain, helping the child's brain development. In Romania, a World Vision employee witnessed a mother living on train tracks, who



had fought to reintegrate her ten month old baby from an orphanage. The mother had nothing to offer materially yet within weeks the baby's development exceeded its first ten months. If our brains influence others, it only proves the power leaders have in the workplace. There are farmer leaders providing stability and hunters for growth. And the superhunters: who do not need a blueprint, work with a blank sheet of paper and in a crisis, they effectively develop the creativity and brains of „their“ children, underscoring man's interdependence on every level from the physical brain to the soul.

Lydia J. Goutas, Lehner Executive Partners

Kommentar der anderen

Redaktion: Gerhard Scholz



Foto: Research Studios

Peter A. Bruck

Multikulturelle Innovationspolitik

Im Mai 1959 unternahm der englische Wissenschaftler C. P. Snow im Senate House der Universität von Cambridge mit seiner viel beachteten Rede „Two Cultures“ eine „Systemanalyse“ der modernen Welt und diagnostizierte den Verlust einer „Common Culture“ und eine sich immer weiter öffnende Kluft zwischen Geisteswissenschaften und Literatur sowie Naturwissenschaften und Technik.

Die vor 50 Jahren aufgestellten Thesen Snows wurden wegen ihrer binären Zuspitzung heftig diskutiert und haben vor allem im angloamerikanischen Wissenschaftsraum zu nachhaltigen Reflexionen bezüglich eines Auseinanderdriftens von Weltansichten in

der technologisch-wissenschaftlichen Welt geführt. In erster Linie aber wurde die Notwendigkeit von integrativen Anstrengungen für eine wissenschaftsbasierte, offene und demokratische Gesellschaft erkannt. Vor diesem Hintergrund stellt der in Österreich 2007 bis 2008 durchgeführte Forschungsdialog eine besonders markante Initiative dar: Hier wurde an höchster Stelle ein institutioneller Prozess des Diskurses eingeleitet, der grundlegend anerkannte, dass es gänzlich unterschiedliche, wissenschaftlich-disziplinäre Sichten auf und in Wissenschaft und Forschung gibt und dass es für das Funktionieren des Gesamtsystems unerlässlich ist, diese Sichten in einem Dialog zu halten und auch entwicklungssteuernd relevant zu machen.

Der im Mai 2009 von Karl Aiginger vorgelegte Bericht zur Systemevaluierung trägt die Handschrift einer industrieökonomischen Weltsicht und ist unter anderem auch deswegen bemerkenswert, weil er

eine „radikale neue Ausrichtung der österreichischen Wissenschafts-, Technologie- und Innovationspolitik“ als notwendig ansieht. Der von Aiginger geforderte radikale Wechsel der Innovationspolitik fordert einen Primat für eine Innovationsorientierung in Politik, Wirtschaft und wissenschaftlichen Institutionen rund um Werte wie Wettbewerb, internationale Offenheit sowie Mobilität und verlangt eine Kohärenz in Vision beziehungsweise Konsistenz im Handeln aller Systemgestalter.

50 Jahre nach C. P. Snows Thesen wissen wir, dass es keine Einheit in der Kultur, sondern nur eine Gemeinsamkeit im Dialog gibt. Das ist auch industrieökonomisch wichtig, da die Interessenlagen und Anreizsysteme der verschiedenen Akteure im Innovationssystem unterschiedlich sind und auch bleiben werden. Die Systemevaluation muss daher im Dialog in einen multikulturellen Ansatz der Innovationspolitik umgesetzt werden.

*Peter A. Bruck leitet die Research Studios Austria Forschungsgesellschaft.
www.researchstudio.at*

Kathryn List

Wenn Jugend forscht



Foto: AVL

Seit 1998 habe ich die Ehre, innerhalb des Technologie-Symposiums beim Forum Alpbach das Programm „Alpbach Junior“ zu organisieren. Die Jugendlichen, die daran teilnehmen, sind zum einen ganz normale Kinder, zum anderen sind es

hoch motivierte junge Menschen, die durch das Begabtenförderprogramm des Bundesministeriums zu uns kommen. Aber beide Gruppen haben viel gemeinsam. Sie sind lustig, neugierig, manchmal tollpatschig, oft sportlich, wissbegierig, eloquent, und sie bringen diese besondere Mischung aus Schmerz, Freude, Ärger und Liebe mit, die die Teenager-Jahre ausmacht. Aber in dem Moment, in dem sie beim Alpbach-Junior-Programm mitmachen, sind sie auch Wissenschaftler, Techniker, Diskussionspartner und Kollegen. Ihre Erfahrungen mit Leuten wie Jean-Marie Lehn (Nobelpreisträger in Chemie), Charles Townsend (Erfinder des Lasers), Anton Zeilinger oder Hildegunde Piza prägen ihr Verständnis von Wissenschaft und von der wissenschaftlichen Community.

Das Alpbach-Junior-Programm verfolgt drei Ziele. Ursprünglich wollten wir den Kindern der Teilnehmer des Technologieforums einen Einblick in die Welt ihrer Eltern ermöglichen, in eine Wissenschaftskultur, in der es respektvollen Wettbewerb ebenso gibt wie gelegentliche Euphorie, wenn es um „wissenschaftliche Durchbrüche“

geht, die nur einigen wenigen wirklich begreifbar sind.

Aber wir meinten auch, dass die Anwesenheit einiger der weltweit wichtigsten Träger der wissenschaftlichen Entwicklung für die jüngere Generation eine günstige Gelegenheit sei, um mitzubekommen, wie das Leben eines Wissenschaftlers oder eines Technologieexperten in der Realität aussieht. Die Jugendlichen haben keine Scheu, harte Fragen zu stellen, und erwarten klare Antworten. Nicht selten dreht sich ihr Interesse um mehr ethische Aspekte des wissenschaftlichen Fortschritts. Im Gespräch mit Jugendlichen werden die hoch angesehenen Experten viel verständlicher. Sie werden zu realen Vorbildern für die Jugendlichen; und sie selbst entwickeln ihren eigenen Lehrerinstinkt.

Letzteres ist das dritte Ziel unseres Programms. Die Gegenwart einer Gruppe junger, interessierter, wenn gleich sehr unterschiedlicher Studenten holt aus den Lehrenden das Beste hervor. Um den Weg wissenschaftlicher Erforschung zu beschreiben, braucht es ein tiefes Verständnis der menschlichen Natur. Und wer wäre besser geeignet, unsere Spitzenleute in Wissenschaft und Technologie die überaus wichtige Lektion über die Menschlichkeit zu lehren, wenn nicht die Jugendlichen, die die Welt erben werden, die jene schaffen.

Kathryn List ist Vizepräsidentin des Europäischen Forum Alpbach und Gründerin des Programms „Junior Alpbach“.

www.junior-alpbach.org

Gerald Hüther

Begabung entfalten



Foto: privat

Damit es Kindern und Jugendlichen gelingt, die in ihnen angelegten besonderen Begabungen zu entfalten, müssen sie einige entscheidende Metakompetenzen ausbilden. Dazu zählen Einfühlungsvermögen, Kreativität, vorausschauendes

Denken und planvolles Handeln. Im Kern geht es dabei aber vor allem um die Ausbildung und Stärkung des Selbst. Die jungen Menschen müssen ihre Selbstwirksamkeit erleben, dass sie also in der Lage sind, auch anspruchsvolle Aufgaben aus Eigenem (und nicht durch vorgegebene standardisierte Verfahren) zu bewältigen. Ein gutes Maß an Selbstregulation befähigt, innere Impulse zu kontrollieren und Frustrationen auszuhalten. In Summe kann dann auch ein realistisches Selbstbild entwickelt werden.

Diese Metakompetenzen lassen sich weder unterrichten noch trainieren, sie können nur durch eigene Erfahrungen innerhalb eines günstigen Umfeldes erworben werden. Diese Erfahrungen bilden die Basis, welche besondere Verschaltungen zwischen den Milliarden Nervenzellen im Lauf der Kindheit im Gehirn gebahnt und stabilisiert werden. Das gilt insbesondere für den jüngsten Teil des Gehirns, das Stirnhirn. Um diese hoch komplexen und stark vernetzten neuronalen Verschaltungsmuster bilden zu können, müssen Kinder und Jugendliche möglichst viele und möglichst unterschied-

liche eigene Erfahrungen machen. Aus neurowissenschaftlicher Perspektive werden Lernprozesse nur erfolgreich verlaufen und zur Stärkung der Persönlichkeitsentwicklung führen, wenn folgende Voraussetzungen erfüllt sind:

- Lernen ist ein aktiver Prozess der Entfaltung individueller Potenziale. Kinder und Jugendliche brauchen dazu eigene, vor allem auch eigenverantwortliche Gestaltungsmöglichkeiten. Das gelingt nicht durch Unterricht und Belehrung, sondern durch Aufgaben, an denen sie wachsen können.

- Lernprozesse gelingen umso besser, je stärker sie in der subjektiven Bewertung mit positiven emotionalen Gefühlen besetzt und verkoppelt werden.

- Je weniger Lernprozesse in feste Vorgaben und starre Strukturen gepresst werden, desto besser gelingt diese positive emotionale Aufladung und umso leichter fällt das Lernen. Daher braucht es individuelle Freiräume und eigene Gestaltungsmöglichkeiten.

- Damit Erziehungs- und Bildungsprozesse gelingen können, müssen sie in einem die Lernprozesse begünstigenden „Betriebsklima“ erfolgen.

Was wir heute brauchen, sind nicht weitere neue neurowissenschaftliche Erkenntnisse, sondern innovative Konzepte, die das bereits vorhandene Wissen in der Praxis umsetzen.

*Gerald Hüther ist Professor für Neurobiologie an den Universitäten Göttingen und Mannheim/Heidelberg.
www.win-future.de*

Petra Patzelt: „Ein Businessplan ist ein Türöffner für Gespräche mit Banken oder Förderstellen; er schafft leichteren Zugang zu Finanzierungsmöglichkeiten und Förderungen und ist ein strategisches Planungsinstrument für die künftige Unternehmensentwicklung“, erklärt die Geschäftsführerin der niederösterreichischen Gründeragentur RIZ.

Geschäftskonzept als Visitenkarte

Gerhard Scholz

economy: Welche Funktion erfüllt das RIZ, und welche Leistungen bietet es an?

Petra Patzelt: Die Gründeragentur RIZ ist die ideale Anlaufstelle für die ersten konkreten Fragen im Rahmen einer Unternehmensgründung in Niederösterreich. Als Tochterunternehmen des Landes Niederösterreich haben wir natürlich den optimalen, direkten Kontakt zu allen relevanten Stellen. Wir helfen den Gründern und Gründerinnen, die eine Geschäftsidee umsetzen wollen, bei Geschäftskonzept und Businessplan, Behördenwegen, Standortsuche, Finanzierung oder Förderung. Überdies können in den RIZ-Gründerzentren vom kleinen Büro bis zur großen Produktionshalle Flächen zu günstigen Konditionen gemietet werden.

Wenn jemand die Beratung durch das RIZ sucht, wo kann er oder sie diese finden?

Abgesehen von unserer Website, die viele interaktive Funktionen bietet, und unseren 16 Standorten ist die Mobilität unserer Gründungsberater ein wesentlicher Faktor für die erfolgreiche Arbeit des RIZ. Unsere Mitarbeiter sind in ganz Niederösterreich unterwegs, die Beratungen finden oft direkt vor Ort bei unseren Kunden statt. Mit dieser flächendeckenden Aufstellung schaffen wir es, allen angehenden Jungunternehmern und -unternehmerinnen in Niederösterreich unsere Leistungen nahezubringen.

Eine gute Geschäftsidee ist Voraussetzung für eine Unternehmensgründung, aber es schadet nicht, auch ein konkretes Geschäftskonzept zu haben.

Ganz richtig. Ein Geschäftskonzept, auch Businessplan genannt, sollte nicht nur die Beschreibung der Unternehmensidee, seien es Produkte oder Dienstleistungen, enthalten, sondern auch eine Analyse der Markt- und Konkurrenzsituation, Überlegungen zum Vertrieb und zur Werbung sowie eine entsprechende Planrechnung. Dabei kommt der Person des Gründers hohe Bedeutung zu: Ein guter Businessplan lässt erkennen, ob der angehende Unternehmer über ausreichendes fachliches Know-how verfügt und ob er sich auch zu hundert Prozent mit seiner Idee identifiziert.



Ein schlechtes Geschäftskonzept landet besser im Reißwolf, ein gut durchdachtes und detailliert ausgearbeitetes hingegen ist die Basis für eine erfolgreiche Unternehmensgründung. Foto: Photos.com

Welchen Wert hat ein fundierter Businessplan für Jungunternehmer?

Ein Businessplan ist die Visitenkarte eines Unternehmens, ein Türöffner für Gespräche mit Banken oder Förderstellen; er schafft leichteren Zugang zu Finanzierungsmöglichkeiten und Förderungen. Ein Businessplan ist aber vor allem auch ein wertvoller Handlungsleitfaden und ein strategisches Planungsinstrument für die künftige Unternehmensentwicklung. Die Praxis zeigt, dass jene Vorhaben, die sorgfältig durchdacht und in einem Geschäftskonzept detailliert beschrieben werden, auch erfolgreicher umgesetzt werden.

Wie hilft das RIZ bei der Erstellung eines Businessplans?

Wir bieten einerseits kostenlose Seminare an, in welchen den Gründern die wesentlichen Bausteine eines Businessplans vermittelt werden, und unterstützen die Jungunternehmer andererseits in Einzelberatungen. In den persönlichen Beratungsgesprächen werden mit dem Instrument „Geschäftskonzept“ die Marktsituation und der kaufmännische Part analysiert, damit der Gründer rasch erkennt, ob sich sein Vorhaben auch rechnen kann. Das Beratungsgespräch ist quasi „Hilfe zur Selbsthilfe“.

Und was wird in den Seminaren vermittelt?

In dem Seminar „Der professionelle Businessplan“ erläutern die RIZ-Gründerberater an jeweils zwei Abenden

die wesentlichen Bausteine eines Businessplans. Schritt für Schritt lernen die Unternehmer, welche Inhalte ein Geschäftskonzept haben soll und wie es richtig aufgebaut wird. Es wird aber auch geklärt, ob vielleicht noch Defizite bestehen, die es zu beseitigen gilt – etwa durch persönliche Weiterbildung, die Aufnahme eines Mitarbeiters oder den Zukauf einer Dienstleistung wie IT-Services oder Buchhaltung.

Info

- Nähere Informationen zu den Seminaren „Der professionelle Businessplan“ gibt es unter www.riz.at oder bei Christina Behne, Tel. 02622/26326-105 oder via E-Mail an seminar@riz.co.at

Zur Person



Petra Patzelt ist Geschäftsführerin der niederösterreichischen Gründeragentur RIZ. Foto: RIZ

1999 | 2009

10 Jahre **economyaustria.at**

bmwfi **BMW_F^a**
Bundesministerium für
Wirtschaft, Familie und Jugend

Alcatel-Lucent

APA

CISCO

IBM

IDS SCHEER
Business Process Excellence

kapsch >>>
always one step ahead

KONICA MINOLTA

paybox

PayLife

QENTA
wirecard

XR

SER

TELEKOM
AUSTRIA

Systems

xerox

ac-cent
Gründerservice GmbH

aws
erp-fonds

Christian Doppler
Forschungsgesellschaft

center for usability research & engineering

cure

DONAU UNIVERSITÄT
KREMS

evolaris
eBusiness Competence Center

EB

plus
eco

N

RIZ
Die Gründer-Agentur
für Niederösterreich

softwarepark
hagenberg
business research education

tecnet

virvis

VTO

cmk

ecaustria.at

economy
Unabhängiges Themenmagazin für Wirtschaft und Bildung

FORMAT

INDUSTRIE
MAGAZIN

pressetext
austria

WirtschaftsBlatt

Special Innovation

Wissens- und Brokernetzwerk

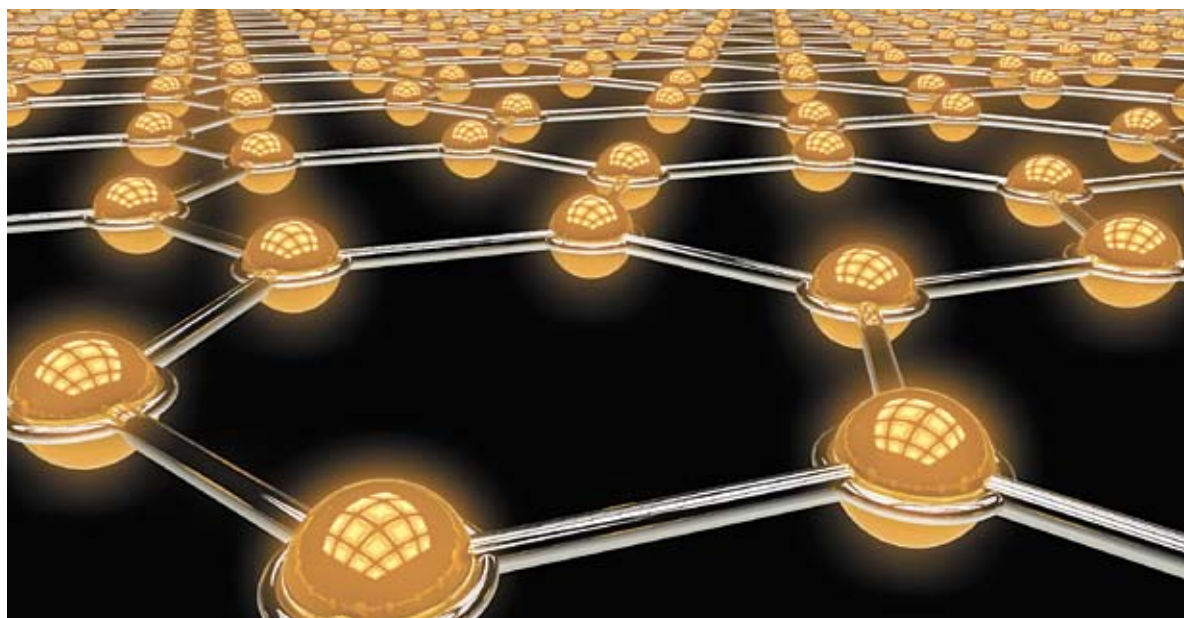
Ein richtungsweisendes Pilotprojekt des VTÖ erleichtert KMU den Zugang zu F&E&I-Förderprogrammen.

Gerhard Scholz

Investitionen in Forschung, Entwicklung und Innovation (F&E&I) sind der Motor für wirtschaftliches Wachstum. Sie sollen in innovative Produkte und Dienstleistungen münden, die die Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen nachhaltig stärken. Mit dem Ziel, die EU bis 2010 zu einem wettbewerbsfähigen und dynamischen Wirtschaftsraum zu machen, wurde im Jahr 2000 die Lissabon-Strategie verabschiedet. Diese sieht vor, dass die Mitgliedstaaten der EU den F&E-Anteil ihres BIP (Bruttoinlandsprodukt) bis 2010 auf drei Prozent steigern sollen.

Wichtiger KMU-Beitrag

Für die Erreichung des Lissabon-Ziels sollten vor allem auch die kleinen und mittleren Unternehmen (KMU) zur F&E&I-Arbeit animiert und dabei unterstützt werden. Zwar existiert auf nationaler wie internationaler Ebene eine Reihe von



Mit regionalem Wissensmanagement und der Vernetzung aller Technologiezentren unterstützt der VTÖ österreichische KMU bei der Beteiligung an F&E&I-Kooperationsprojekten. Foto: Photos.com

F&E&I-Förderprogrammen, doch die allgegenwärtige Ressourcenknappheit der KMU verhindert nur allzu oft die Befassung mit den Ausschreibungen, geschweige denn das Verfassen von Projektanträgen.

Genau dort setzt ein Projekt des VTÖ (Verband der Technologiezentren Österreichs) an. Der Projektname ist dabei Programm: „Wissens- und Brokernetzwerk für Technologiezentren zur Steigerung der

F&E&I-Quote in KMU“. Das Pilotprojekt „Brokernet“, so der interne Arbeitstitel, untersucht, wie die Technologiezentren mithilfe eines gezielten regionalen Wissensmanagements eine wesentliche Verbesserung bei der

Unterstützung, Heranführung und Umsetzung von Projektbeteiligungen von KMU in nationale und europäische Kooperationsprojekte erreichen können. Der F&E-Anteil der KMU soll dadurch messbar gesteigert werden. Gerade die Technologiezentren haben eine sehr gute Kenntnis von den lokalen F&E-Akteuren und sind kompetente Partner für die Unternehmen. Mit dem Projekt „Brokernet“ sollen die Technologiezentren ihre Brokerage-Kompetenz auf- und ausbauen.

Der Endbericht des Projekts weist aus, dass die teilnehmenden Technologiezentren 172 Projektbeteiligungen erreichen konnten, mehr als die Hälfte davon von KMU. Vor allem die Akquisition von KMU, die bisher noch keine Erfahrungen mit F&E&I-Förderprogrammen hatten, sticht hervor: 61 der 172 Projektbeteiligungen stammen von „Newcomern“. Die Projekte umfassen ein Gesamtvolumen von neun Mio. Euro.

Erweitertes Portfolio

Für die Technologiezentren selbst stellt der systematische Aufbau von professionellen Beratungsdienstleistungen eine wichtige Maßnahme zur Weiterentwicklung der Zentren in Richtung regionaler Impulsgeber dar. Die einzelnen Technologiezentren behandeln ihren regionalen Aufgaben entsprechend spezifisch fachliche Schwerpunktthemen. Durch die Vernetzung zu einer Wissensmanagement-Plattform entstehen nun auch überregionale Kooperationen in bestimmten Kompetenzbereichen. Dadurch können die Technologiezentren ihr lokales Einzugsgebiet auf ähnliche Schwerpunktregionen in anderen Bundesländern ausweiten und dort Zugang zu kompetenten KMU finden.

Die neu entwickelten Beratungsdienstleistungen können nun zusätzlich zu den bisher bekannten Dienstleistungen in den Bereichen „Vermietung“ und „Entrepreneurship“ angeboten werden. Damit trägt das Pilotprojekt „Brokernet“ dazu bei, das Leistungsportfolio der Technologiezentren substanziell zu erweitern.

Die Erfolgsgeschichte des VTÖ

Seit 20 Jahren fördert der VTÖ die Entwicklung und Vernetzung von Technologiezentren.

Der Verband der Technologiezentren Österreichs, kurz VTÖ, ist die nationale Interessenvertretung des Netzwerks der rund 90 österreichischen Technologie-, Impuls- und Gründerzentren. Vorrangiges Ziel des VTÖ ist die Unterstützung dieser Zentren bei ihrer Weiterentwicklung von Infrastruktur-Immobilien zu regionalen Impulsgebern und Innovatoren. In dieser Aufgabe wird der VTÖ durch das Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (BMWFJ) tatkräftig unterstützt und gefördert.

1989 gegründet, feiert der VTÖ heuer sein 20-jähriges Bestehen. Seine Erfolgsgeschichte ist eng verbunden mit der Entwicklung seiner Zielgruppe, den österreichischen Technologiezentren (in letzter Zeit verstärkt „Impulszentren“ genannt). Als Anfang der 90er Jahre der Aufbau von Impulszentren vom Staat gefördert wurde, kam es

zu einem regelrechten Boom. In allen Bundesländern wurden Zentren gegründet, um die regionale Wirtschaft zu unterstützen und vor allem innovative und technologieorientierte Gründer zu fördern. Die Mitgliederzahl des VTÖ wuchs enorm, ebenso die Aufgaben des Verbandes. 2004 wurde deswegen ein eigenständiges Generalsekretariat unter der Leitung von Clemens Strickner etabliert.

Im Netzwerk denken

Heute präsentiert sich der VTÖ als ein weites Netzwerk wesentlicher Einrichtungen und Zentren der österreichischen „Innovationsszene“ (siehe Link). Für seine Mitglieder organisiert der VTÖ Qualitätsmanagement, Weiterbildung, Gründungsunterstützung, Studienreisen und vieles mehr. Neben den Netzwerkaktivitäten bilden die Projektvorhaben eine wichtige Säule im Leistungsprofil des VTÖ.



Österreichs Technologiezentren entwickeln sich immer mehr zu regionalen Impulsgebern und starken Innovatoren. Foto: VTÖ

VTÖ-Vorsitzender Wolfgang Rupp meint dazu: „Die Vernetzung der österreichischen Technologie- und Innovationszentren sowie die Vertretung von deren Interessen sind wichtige Ziele des VTÖ. Aus diesem Grunde initiiert der Verband kooperative Projekte mit den Zentren, die dazu beitragen, das VTÖ-Netz-

werk zu stärken und die Zentren in den Regionen bei ihren Aufgaben maßgeblich zu unterstützen.“ Dieser Kooperationsgedanke findet sich auch in dem selbst gewählten Motto des VTÖ wieder, das da heißt: „Be part of it – think networks!“ *gesch*

www.innovationszentren-austria.at

www.vto.at

Special Innovation

Sicher unterwegs im Arbeitsalltag

Unternehmensdaten gehören entsprechend geschützt – egal ob vor Ort im Büro oder im Außendienst.

Sonja Gerstl

Mit der zunehmenden Nutzung von Telefonie-, Video- und Geschäftsanwendungen, die alle über ein einziges Unternehmensnetzwerk betrieben werden, ist es heutzutage wichtiger denn je, dass diese Netzwerke auch jederzeit verfügbar sind. Ein Ausfall hätte fatale Folgen fürs Business. Darüber hinaus muss dieses Netzwerk auch entsprechend vor inneren und äußeren Bedrohungen beziehungsweise Datenverlust geschützt werden.

Astrid Krupicka, Marketing-Direktor für Österreich und Osteuropa für Enterprise Solutions bei Alcatel-Lucent: „Durch eine höhere Produktivität und optimierte Investitionen in Technologie mindert der benutzerorientierte Sicherheitsansatz von Alcatel-Lucent das Risiko für das Unternehmensvermögen, gewährleistet aber gleichzeitig auch die Einbindung des Endbenutzers im Sicherheitsprozess. Unser Ansatz bietet eine umfassende Sicherheitsstrategie rund



Das mobile Office ist zahlreichen virtuellen und realen Gefahren ausgesetzt. Entsprechend umfangreich sollten die Sicherheitsvorkehrungen für Laptop und Co gestaltet sein.

um die verschiedenen Herausforderungen hinsichtlich Netzwerken, mobilen Technologien und Geschäftsanwendungen.“ Der Sicherheitsansatz wird dabei auf verschiedenen Ebenen implementiert und liefert Kunden umfassenden Schutz. Für Unternehmensnetzwerke angeboten werden dabei unter anderem ein 24-Stunden-Remote-Management von mobilen Laptops, sichere und automatisierte Geschäftsprozesse, die den jeweiligen Anforderungen von Un-

ternehmen entsprechen, ein benutzerbasiertes Netzzugangskontrollsystem und integrierte Hochgeschwindigkeitsfirewalls für Core- und Netzwerkperipherieumgebungen. Komplettiert wird die Liste der Leistungen durch eine automatisierte Eingrenzung von Angriffen durch Quarantänemaßnahmen und Löschung, ein Host-Integritätsprüfungssystem und ein Echtzeit-Antivirusschutz gegen Bedrohungen aus dem Internet, von E-Mails, Dateübertra-

gungen und VPN-Verkehr.

Mobile Sicherheit

Besonders das Sicherheits-service für Mobilitätslösungen erfreut sich zunehmender Beliebtheit. Laptops stehen für hohe Flexibilität und erhöhte Produktivität – das gilt vor allem dann, wenn ein Großteil der Mitarbeiter im Außendienst unterwegs ist. Übergreifende und ständig aktivierte Sicherheitssysteme, mit denen das Risiko von Datendiebstahl verhindert

wird, sind in diesem Zusammenhang ein Gebot der Stunde.

Krupicka: „Während der normalen Verwendung greifen Laptop-Benutzer auf unterschiedliche Netzwerke zu – etwa das Internet sowie Unternehmens- und Heimnetzwerke – und nutzen Informationen gemeinsam mit anderen Usern. Dadurch setzen sie den Laptop auch Angreifern und Malware wie Viren, Trojanern, Rootkits et cetera aus. Der Omni Access 3500 Nonstop Laptop Guardian von Alcatel-Lucent stellt die nächste Generation mobiler Computersicherheit dar.“

Die Security-Lösung von Alcatel-Lucent besteht aus einer Speicherkarte (PCMCIA-Karte), einem Benutzer-Client und einem Gateway-Server. Geschützt wird das Gerät aber nicht nur vor virtuellen Angriffen. Geht der Laptop verloren oder wird er gestohlen, kann die IT-Abteilung via „Remote-Kill“-Signal den Laptop sperren und so den unautorisierten Zugriff auf sensible Daten verhindern.

www.alcatel-lucent.at

Ausprobieren in Fremdlaboren

Tests von Hard- und Software vor einer Installation werden als neues Service angeboten.

„Time to Market“ ist das zentrale Schlagwort zur heutigen Wirtschaftslage. Viele Unternehmen kämpfen mit der Herausforderung, rasch auf die sich beständig verändernden Rahmenbedingungen des Marktes reagieren zu müssen. Kostenspar- und Zeitdruck wachsen gerade in wirtschaftlich schwierigen Zeiten wie diesen massiv. Innovation und ständige Optimierung der internen Prozesse gewährleisten den Unternehmen aber, in der jetzigen Situation Kosten zu sparen und sich trotzdem von den Mitbewerbern positiv und entscheidend abzuheben.

Optimierung outsourcen

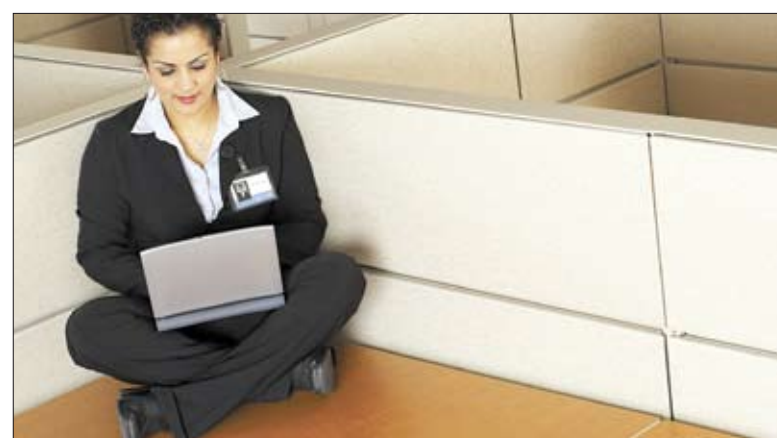
Beat Schaufelberger, Direktor für den Bereich Services Österreich und Schweiz bei Cisco: „Einen immer größeren Faktor, um echte Innovation in den Unternehmen voranzutreiben, stellt die IT dar. Die Erfah-

rung zeigt dabei, dass Unternehmen, welche den Weg der ständigen Optimierung und Innovation – mittels oder mit der IT – gehen, in Zeiten des Aufschwungs sehr rasch Erfolge aufweisen können.“

Neben eingeführten Business-Prozessen und optimierten Qualitätsstandards gibt es auch eine Reihe zusätzlicher Möglichkeiten, schneller und erfolgreicher benötigte Netzwerkanpassungen in den Unternehmen umzusetzen. Hierzu unterhalten größere IT-Abteilungen sogar eigene Testlabore, um neue Hard- und Software vor der Implementierung zu testen. Schaufelberger: „Solche unternehmenseigenen Testlabore beinhalten jedoch ein paar Herausforderungen aufgrund der aufwendigen Ressourcen, die für den Unterhalt solcher Labors benötigt werden.“

So etwa sind neben Investitionen in die eigene Hard- und

Software zahlreiche bauliche Maßnahmen wie Klimaanlage und konstante Netzspannung notwendig. Und man benötigt viel Personal, um drei- bis viermal im Jahr größere Tests durchführen zu können. In dieser Zeit stehen die Fachkräfte für andere Aufgaben nicht zur Verfügung und müssen auch laufend speziell geschult werden. „Hier liegt viel Potenzial für Einsparungen“, so Schaufelberger. „Mit einem neuen Service-Angebot will Cisco seinen Kunden einen Mehrwert in diesem Bereich liefern. In Absprache mit seinen Kunden übernimmt Cisco solche Testabläufe und erledigt diese in eigenen Laboren. Hard- und Software-Freigaben werden von Cisco dann mit entsprechenden Service Level Agreements an den Kunden weitergeleitet.“ Mit diesem Vorgehen beschränken sich die Kundeninvestitionen auf den Aufwand, Cisco die Tests durchführen zu



Man muss nicht immer alles selber machen. Outsourcing erleichtert den Arbeitsalltag in vielen Fällen. Fotos: Photos.com

lassen. Eigene Investitionen in IT-Labore entfallen.

Nach der Implementierung dieser freigegebenen Produkte im Kundennetz steht Cisco mit zahlreichen Unterstützungsleistungen Kunden auch weiterhin zur Seite. Anpassungen der Netzwerkinfrastruktur können damit sehr viel rascher umge-

setzt werden und erlauben somit den Unternehmen, früher von den verbesserten, neuen Möglichkeiten und Anwendungen im Firmen-Netzwerk (Collaboration, Telepresence, Unified Communications, Video-Kommunikation, virtuelle Zusammenarbeit) zu profitieren. www.cisco.at

Special Innovation

Datenklau lässt sich verhindern

Das Internet ist eine simple Angelegenheit – für Nutzer. Es verleitet aber auch zum leichtfertigen Umgang mit sensiblen Daten in der virtuellen Welt. Das wiederum wissen auch die Hacker und nutzen es schamlos aus.

Sonja Gerstl

Cyberkriminelle nutzen zunehmend Sicherheitsschwachstellen in Unternehmen, um auch an die Daten der Kunden dieser Unternehmen zu gelangen. Das ist eines der zentralen Ergebnisse des *IBM X-Force Trend und Risiko Report 2008*, der heuer veröffentlicht wurde. So etwa ist die Zahl der Hacker-Angriffe, die im vergangenen Jahr von seriösen Unternehmenswebsites ausgingen, laut Report alarmierend angestiegen. Fazit: Unternehmen werden zusehends zum Sicherheitsrisiko für ihre eigenen Kunden.

Grobe Security-Lücken

Webseiten, das zeigt der Report sehr deutlich, sind zur Achillesferse der IT-Sicherheit von Unternehmen geworden. Cyberkriminelle konzentrieren ihre Angriffe auf Internet-Anwendungen der Unternehmen, um die PC der Nutzer zu infizieren. Viele Firmen sind nicht richtig davor geschützt: Sie nutzen oft Standard-Lösungen, die mit vielen Schwachstellen behaftet sind. Oder noch schlimmer: Sie arbeiten mit individuellen Lösungen, die Schwachstellen aufweisen, die nicht gepatcht, das heißt korrigiert werden können.

Im vergangenen Jahr hatte mehr als die Hälfte aller offenen Schwachstellen in irgendeiner Form mit Web-Anwendungen zu tun – und mehr als 74 Prozent davon hatten keinen Patch. Thomas Hoffmann, Security-Spezialist von IBM ISS Österreich: „Das schwächste Glied in der Kette aus Hard- und Software ist derzeit der Webbrowser. Dazu kommt, dass der Zugang zum Internet so gewöhnlich geworden ist, dass man diesen quasi arglos benutzt. Das wissen auch die Hacker.“ Vor unliebsamen Konfrontationen mit den Schattenseiten der virtuellen Welt schützt man sich, so Hoffmann, „ vor allem

dadurch, dass man nicht der falschen Meinung aufsitzt, dass die Firewall dafür ausreichend ist.“ Vielmehr seien hier sogenannte Intrusion-Protection-Systeme (IPS) notwendig. Hoffmann: „Während die Firewall so funktioniert wie eine Regelung für Autos, die nach der Farbe Verkehr zulässt oder nicht, schaut ein IPS quasi in den Kofferraum, schützt also auch contentbezogen. Vereinfacht gesagt: Die Firewall kümmert sich bei einem Unfall, dass alles wieder richtiggestellt wird; ein IPS verhindert den Unfall.“

Ein Anbieter wie IBM sei, so Hoffmann, bestens ausgerüstet, mit der Vielzahl von Bedrohungen und den sich schnell



Die Zahl der Personen, die auch übers Internet kommuniziert, wächst beständig. Die Einfachheit des Systems animiert aber auch zum sorglosen Umgang mit privaten Informationen.

verändernden Angriffen umzugehen: „ISS untersucht ja seit Jahrzehnten dieses Feld und hat riesiges Know-how gesammelt.“ Mittelfristig wären optimaler

Schutz und Sicherheit im Internet nur gewährleistet, wenn man eine Neudefinition von „Security“ in Betracht zieht. Hoffmann: „Gefordert ist eine kooperative

Security, die ein Zusammenspiel von Technik und Organisation, also Firmen und Services, gewährleistet.“

www.ibm.at

Schutz für Dokumente

Zugriffskontrolle im Office: innovative Sicherheitslösungen für Drucker und Kopierer.

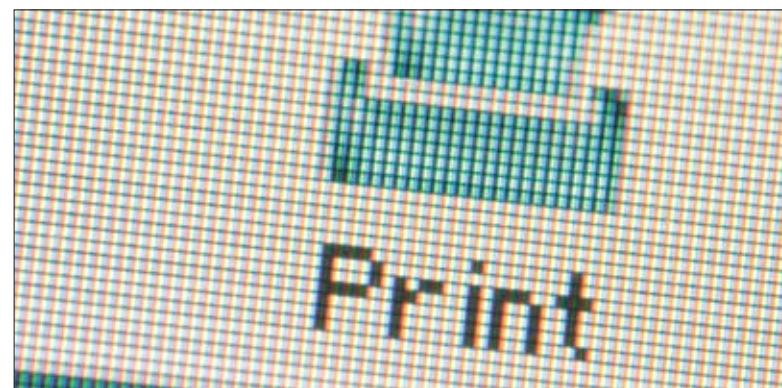
Sicherheit ist nicht nur für die Informationstechnologie ein Thema. Auch in den Bereichen des Druckens und Kopierens sind entsprechende Maßnahmen notwendig. Die Angebotspalette ist groß und reicht von Druckerzugriffskontrolle über Verschlüsselungslösungen bis hin zur Authentifizierung mittels Fingervenenscan – Letztere ist eine Marktinnovation von Konica Minolta.

Sichere Drucker

„Datensicherheit steht heute insbesondere bei Großkunden massiv im Vordergrund: Sie legen großen Wert auf Sicherheitsfeatures. Hochverfügbarkeit ist hier ein passendes Schlagwort. Die Druckerlandschaft muss die Prozesse des Kunden unterstützen, fördern, verbessern und darf diese in keiner Weise behindern. Denn es gibt nichts Unangenehmeres, als aufgrund von Wartungsfehlern keine Ausdrücke zu er-

halten oder nicht scannen zu können“, beschreibt Johannes Bischof, Geschäftsführer von Konica Minolta Business Solutions Österreich den aktuellen Status quo.

Die Drucker von Konica Minolta verfügen über eine Vielzahl von Sicherheitssystemen, die die Geräte vor unerlaubten Zugriffen schützen. So kann etwa der Raum der IP-Adressen so eingeschränkt werden, dass nur unternehmensinterne Rechner auf den Drucker Zugriff haben. Zusätzlich besteht die Möglichkeit, die Daten sowohl vor dem Transfer zum Drucker als auch auf der Druckerfestplatte zu verschlüsseln und so vor einem Zugriff durch Unbefugte zu schützen. Weiters können gescannte Dokumente automatisch in ein verschlüsseltes PDF-Format umgewandelt werden, sodass sie in weiterer Folge nur von bestimmten Benutzern mittels Passwort geöffnet werden können.



Dokumente ausdrucken sollte nur derjenige dürfen, der dazu auch tatsächlich autorisiert ist. Fotos: Photos.com

Zahlreiche Features wie etwa die Netzwerkauthentifizierung (für den Zugriff auf das System müssen Anwender ein Passwort eingeben), geschütztes Drucken (vor dem Ausdruck geschützter Jobs muss direkt am Bedien-Panel des Systems ein Passwort eingegeben werden) und Datenüberschreibung (Daten werden aus dem Speicher oder von der Festplatte des Systems gelöscht, indem sie mit beliebigen

Zeichen überschrieben werden) erhöhen ebenfalls die Sicherheit im Arbeitsalltag. Ganz neu ist die Möglichkeit, heikle Unternehmensdaten via Fingervenenscan vor unbefugten Zugriffen zu schützen. Dabei handelt es sich um ein biometrisches Verfahren, das nahezu fälschungssicher ist. Selbst mobiler Content lässt sich auf diese Art noch besser schützen. sog

www.konicaminolta.at

Special Innovation

Prozessorchip statt Magnetstreifen

Bis Ende 2010 soll für bargeldloses Zahlen in ganz Europa der EMV-Standard umgesetzt werden, der für Karten und Terminals die Vorteile der Chip-Technologie nutzt, um höchstmögliche Sicherheit zu gewährleisten.

Gerhard Scholz

Wer regelmäßig mit der Maestro-Bankomatkarte im Supermarkt, an der Tankstelle oder in anderen Geschäften bezahlt, wird registriert haben, dass im Lauf der letzten Monate die Umstellung auf neue, schlanke Bankomatkassen erfolgt ist. Diese Weiterentwicklung war notwendig, weil die Umsetzung des einheitlichen Zahlungsraums Sepa (Single Euro Payment Area) bis Ende 2010 ein Terminal für den Point of Sale verlangt, das europaweit eingesetzt werden kann.

Europaweiter Standard

Damit soll bis Ende 2010 die flächendeckende Anwendung des EMV-Standards gewährleistet werden. Das Kürzel EMV steht für Europay International, Mastercard und Visa, die diesen Standard entwickelt haben. EMV bezeichnet eine Spezifikation für Zahlungskarten, die mit einem Prozessorchip anstelle eines Magnetstreifens ausgerüstet sind, und für die damit kompatiblen Geldautomaten und POS-Terminals. Die Vorteile der Chip-Technik liegen in deren Sicherheitsmerkmalen: sichere Verschlüsselung, Echtheitsprüfung der Karte und Nutzung der Karte nur in Kombination mit einer persönlichen Identifikationsnummer (PIN).

Vorreiterrolle Österreichs

Warum Zahlungskarten mit Chip in Österreich nicht unbedingt ein Novum darstellen, erklärt Prokurist Walter Bödenauer, Leiter des Bereichs Sicherheit der Paylife Bank (früher Europay Austria): „Österreich hat hier von Anfang an eine technologische Vorreiterrolle eingenommen. Unsere Maestro-Bankomatkarte ist bereits seit 1995 mit einem Chip ausgestattet und seit 2004 voll EMV-tauglich. Seit März 2005 ist auch die Migration aller Kreditkarten abgeschlossen, sie sind nun zu 100 Prozent

auf Chip umgestellt.“ Nicht zuletzt durch diesen hohen technischen Sicherheitsstandard haben die Anwender der österreichischen Maestro-Bankomatkarte heute großes Vertrauen in das bargeldlose Bezahlen. Die jährlich zweistellig wachsenden Transaktionszahlen an den rund 90.000 Bankomatkassen belegen das deutlich.

Persönliche Sorgfalt

Dennoch weisen Sicherheitsexperten wie Walter Bödenauer immer wieder darauf hin, dass die Anwender einige grundlegende Verhaltensregeln beachten sollten: „Grundsätzlich sollte man eine Zahlungskarte wie einen Wertgegenstand behan-



Die Vorteile des Prozessorchips, der den alten Magnetstreifen auf Zahlungskarten abgelöst hat, liegen vor allem in seiner EMV-Kompatibilität und der höheren Sicherheit.

deln und sie immer sicher verwahren. Vor allem aber sollte der PIN-Code weder darauf noch irgendwo in der Nähe notiert werden, denn er ist der Schlüs-

sel zum Geld auf dem Konto.“ Grundsätzlich empfiehlt es sich, die Notfallnummern der Bankomatkarte und sämtlicher Kreditkarten sowie die jeweiligen

Kartennummern im Handy zu speichern, damit man bei Verlust oder Diebstahl die Karten sofort sperren lassen kann.

www.paylife.at

Sicherheit für den Händler

Mit dem Standard 3-D Secure wird auch im Internet eine fixe Zahlungsgarantie geboten.

Das Wichtigste für jeden Händler, der seine Produkte über das Internet anbietet, ist, dass er für seine Verkäufe eine Zahlungsgarantie bekommt. Das bedeutet, dass der Händler sich sicher sein kann, dass er sein Geld erhält. Dafür bieten Visa International und Mastercard International einen internationalen Standard für die Akzeptanz von Visa, Mastercard und Maestro Securecode (Bezahlen mit der Bankomatkarte im Internet) an. Dieser Standard nennt sich 3-D Secure. Um ihn nutzen zu können, muss der Karteninhaber seine Kreditkarte für „Verified by Visa“ oder „Mastercard Securecode“, seine Bankomatkarte für „Maestro Securecode“ anmelden.

Auch der Händler und der Payment Service Provider (PSP), der die Zahlungen für den Händler abwickelt, müssen bei der Kreditkartengesellschaft für 3-D Secure zertifiziert sein. Bereits während der Ein-

gabe der Kartennummer prüft der PSP, ob eine 3-D-Secure-Zahlung vorliegt; wenn ja, öffnet sich ein separates Fenster, in dem der Karteninhaber sein Passwort bekannt geben muss. Tut er das, wird eine vollständige 3-D-Secure-Zahlung durchgeführt, für die der Händler eine Zahlungsgarantie erhält.

Um ihr Kundenpotenzial zu vergrößern, akzeptieren die meisten Händler aber auch Karten, die über keine 3-D-Secure-Funktion verfügen. In diesem Fall findet die normale Kartenprüfung statt, und der Händler sieht in seiner Software, dass diese Zahlung ohne 3-D Secure durchgeführt wurde.

Unterschiede bei Abbuchung

Für den Händler ist es wichtig, zu beachten, dass ein großer Unterschied besteht, ob mit Kredit- oder Bankomatkarte bezahlt wird. Bei einer Zahlung mit Kreditkarte hat der Händler sieben bis 14 Tage Zeit, die Kre-



Wenn eine Kredit- oder Bankomatkarte 3-D-Secure-fähig ist, bekommt der Händler ganz sicher sein Geld. Fotos: Photos.com

ditkartentransaktion zu buchen. Für den Fall, dass er die Ware nicht prompt liefern kann, hat er also die Möglichkeit, den Betrag erst zu buchen, wenn die Auslieferung tatsächlich erfolgt. Bei einer Zahlung mit Bankomatkarte und Maestro Securecode gibt es ebenfalls die Zahlungsgarantie, aber der Betrag wird bereits drei bis vier Tage später vom Konto des Karteninhabers abgebucht. Roland Toch,

Geschäftsführer des Payment Service Providers Qenta Paymentsolutions, dazu: „Deshalb empfehlen wir Händlern, die in Webshops Waren verkaufen, nur klassische Kreditkarten, allerdings mit 3-D Secure, zu akzeptieren, dagegen Händlern, die Dienstleistungen vertreiben, Kreditkarten und zusätzlich Bankomatkarte mit Maestro Securecode.“ gesch

www.qenta.at

Special Innovation

Gas geben im Rechnungswesen

Die Österreich-Dependance eines italienischen Erdölkonzerns setzt auf elektronisches Rechnungsmanagement.

Sonja Gerstl

Die Österreich-Tochter eines großen italienischen Erdölkonzerns betreibt in Österreich etwa 180 Tankstellen und beschäftigt rund 200 Mitarbeiter in der Verwaltung in der Wiener Zentrale.

Jährlich bis zu 25.000 Lieferanten-Eingangsberechnungen bereiten dem Unternehmen bisher Kopfzerbrechen: Die Rechnungen langten zwar meist zentral per Post im Unternehmen ein, mussten dann aber zur Freigabe an Mitarbeiter an unterschiedlichen Standorten und im Außendienst weitergeleitet werden. Dies führte zu Zeitverzögerungen bei der Rechnungsfreigabe und in weiterer Folge zu Skontoverlust. Ebenso fehlte ein jederzeit aktueller



Schluss mit der Zettelwirtschaft: Die elektronische Verwaltung von Eingangsberechnungen, dank der auf Knopfdruck alle Infos bereitstehen, spart Zeit, Geld und Nerven.

Überblick über die zu prüfenden Rechnungen mit deren Bearbeitungsstatus und Kennzahlen wie der Gesamtsumme der im Haus umlaufenden Rechnungsbeträge.

Im Projekt „eER“ (elektronische Eingangsberechnung) wurde daher gemeinsam mit SER eine Lösung auf Basis des SER DOXiS4 iECM-Produktportfolios geschaffen, die eine elek-

tronische Bearbeitung der Eingangsberechnungen ermöglicht. Die Papierrechnungen werden sofort nach Posteingang in Wien eingescannt und stehen so auf Knopfdruck weltweit zur Verfü-

gung. Mittels computergestützter Vorgangsbearbeitung werden die Rechnungen einem stets gleichartigen, qualitätsgesicherten Freigabeablauf unterzogen. Das DOXiS4-System überwacht den Bearbeitungsfortschritt der Rechnungen und die Einhaltung von Wertegrenzen: So hat jeder Mitarbeiter ein gewisses Pouvoir zur Freigabe, dieses darf nicht überschritten werden. Das vom Kunden gewünschte Vier-Augen-Prinzip, nach dem zwei Mitarbeiter unabhängig voneinander eine Eingangsberechnung freigeben müssen, bevor diese als genehmigt gilt, wird ebenso vom System umgesetzt wie die Erstellung eines Freigabeprotokolls, welches nach Abschluss des Workflow sicher archiviert und der gescannten Rechnung zugeordnet wird.

Kein Leerlauf

Nach der Beauftragung im Dezember 2008 wurden in zwei Analyseworkshops Parameter für die Einrichtung der DOXiS4-Lösung und Gestaltung der Workflow-Prozessmodelle festgelegt. Hieran waren die Finanz- sowie IT- und Betriebsorganisationsabteilungen des Kunden maßgeblich beteiligt. Im März 2009 waren die Einrichtungsarbeiten inklusive Anbindung an das SAP-System abgeschlossen. Die Lösung konnte nach nur 25 Tagen im April 2009 produktiv geschaltet werden.

Sofort nach Start des neuen Systems war klar: Die Rechnungen lassen sich nun jederzeit sekundenschnell aufrufen – etwa, wenn ein Lieferant gerade am Telefon ist. Ebenso können Rechnungsfreigaben nicht mehr vergessen werden: Der Workflow-Benachrichtigungsdienst sendet E-Mails bei neu freizugebenden Rechnungen und warnt rechtzeitig vor dem möglichen Versäumen von Skontofristen. Für das Unternehmen stiftet die Lösung qualitativen und quantitativen Nutzen: Keine Eingangsberechnung geht verloren, Genehmigungen folgen einem klaren, stets gleichen Ablauf, die Mitarbeiter sparen die Arbeitszeit der mühevollen Suche nach Papierrechnungen und können sich wertschöpfenden Aufgaben widmen.

www.paybox.at

www.ser.at

Sicher zahlen im Onlineshop

Aktuelle ÖIAT-Studie weist Handy mit paybox als sicherstes Zahlungsmittel aus.

Entspannt einkaufen, ohne das Haus zu verlassen, und bezahlen, ohne die Geldbörse zu zücken – das ist es, was Onlineshopping so populär macht. Der Haken an der Sache: Nicht immer läuft der zunächst virtuelle Handel mit Waren aller Art völlig gefahrlos ab.

Vor allem wenn es um die Bezahlung geht, sehen sich Kunden mitunter mit einigen potenziellen Stolpersteinen konfrontiert. Aber auch Unterschiede bei Benutzerfreundlichkeit, Sicherheit, Service, Akzeptanzstellen und Kosten tragen zu einer Verunsicherung der Konsumenten bei.

Das Österreichische Institut für angewandte Telekommunikation (ÖIAT) hat nun erstmals die wichtigsten Online-Zahlungsmittel Österreichs verglichen und im Praxistest unter die Lupe genommen. Sein Fazit: Es gibt zwar einige Fallen und Anbieter mit deutlichem Verbesserungsbedarf, grundsätzlich sind elektronische Zahlungsmittel aber durch die Bank besser, als es ihr Ruf vermuten lassen würde.

Vom ÖIAT überprüft wurden folgende Anbieter: „Click and



Ob im Internet oder im Lokal: Das Bezahlen mit dem Handy setzt sich in Österreich immer mehr durch. Fotos: Photos.com

Buy“, die Online-Überweisung „eps“, Kreditkartenzahlungen mit und ohne Online-Sicherheitssystem (am Beispiel von Visa beziehungsweise „Verified by Visa“), die Prepaid-Karte „Paysafecard“, die Handy-Zahlung mittels „Paybox“ sowie der Anbieter „Paypal“. Verglichen

wurde dabei in den bereits eingangs genannten Kategorien.

Sichere Handy-Zahlung

Als klarer Testsieger ging in der Kategorie Sicherheit Paybox Austria hervor. Die Gründe dafür, warum eine Zahlung mit dem Handy so sicher ist,

sind offensichtlich: Bezahlt man beim Onlineshopping mit dem Handy, werden keine Zahlungsdaten über das Internet übermittelt. Die Zahlungsfreigabe und Identifizierung des Nutzers erfolgt über das Handy-Netz.

Jochen Punzet, CEO von Paybox Austria: „Bei Paybox sind unzulässige Mehrfachbelastungen und Missbrauch durch Phishing, wie sie bei anderen Zahlungsmethoden im Internet immer wieder vorkommen, technisch ausgeschlossen. Das hat uns im Vergleichstest wichtige Punkte gebracht.“ Auch in den Kategorien Kundenservice und Kosten erreichte Paybox ausgezeichnete Bewertungen.

„Das Ergebnis der Studie bestätigt unsere jahrelangen Bemühungen, Onlineshopping durch Bezahlen mit dem Handy sicherer zu machen“, freut sich Punzet über den Erfolg. Gleichzeitig werde man bei Paybox die Anregung der Studienautoren aufnehmen und versuchen, die Zahl der Akzeptanzstellen für das Bezahlen mit dem Handy zu steigern. Mittelfristig seien auch grenzüberschreitende Kooperationen angedacht.

Special Innovation

Zuverlässige Kommunikation

Der Arbeitskreis für Vorsorge- und Sozialmedizin setzt auf Telefonielösung von Nextira One und Alcatel-Lucent.

Sonja Gerstl

Seit mehr als 40 Jahren steht der in Vorarlberg ansässige Arbeitskreis für Vorsorge- und Sozialmedizin – kurz AKS – im Zeichen der Gesundheitsvorsorge. Einen weiteren Schwerpunkt bildet der Therapiebereich für Kinder und Erwachsene.

Bislang prägten den AKS eine Vielzahl an Telekommunikationslösungen, veraltete Telefonanlagen und unterschiedliche Rufnummern. Als Ziel wurde daher der Aufbau einer umfassenden neuen Telekommunikationslösung definiert, mit einheitlicher Administration des gesamten Telefonesystems für die rund 230 Mitarbeiter an 22 Standorten. Für die Realisierung beauftragte der AKS Nextira One. Das neue System sollte die Telekommunikationsinfrastruktur an allen Standorten homogenisieren sowie die bestehende Datenvernetzung auf Sprachübertragung erweitern. Durch offene, flexible Strukturen sollte das Netzwerk auf künftige Anforderungen



Gerade im Gesundheitsbereich ist es wichtig, wenn rasche Hilfe erfolgt. Eine zuverlässige Kommunikationsinfrastruktur gewährleistet das.

adaptierbar und zentral und eigenständig verwaltet sein.

Die größte Herausforderung stellte der Übergang vom alten auf das neue Telefonesystem für alle Standorte dar. Die Erreichbarkeit musste auch während der Einführung der neuen Infrastruktur zu hundert Prozent gewährleistet sein. Nextira One erneuerte und konsolidierte zunächst die vorhandenen Netzwerksysteme, um die Telekommunikationsinfrastruktur an allen Standorten zu vereinheit-

lichen. Zu Beginn wurde das Datennetzwerk auf Sprachapplikationen erweitert und die Server konsolidiert. Der nunmehr zentrale Server ermöglicht einheitliches Management und fasst die Administration der gesamten Telekommunikation in der Zentrale in Bregenz zusammen. Die Verfügbarkeit der Mitarbeiter wird auf Basis von Outlook-Termineinträgen dargestellt. Der Anrufer wird damit rasch und effektiv über Abwesenheiten und Wiederkehr des ge-

wünschten Gesprächspartners informiert.

Nützliche Applikationen

Die erneuerte einheitliche Endgeräteleine von Alcatel-Lucent für alle Mitarbeiter liefert Voice-over-IP-Telefonie über das Intranet des AKS und reduziert merklich Kosten. Eine besondere Arbeitserleichterung stellt die umfassende Unified Communications (UC)-Lösung dar, die den AKS auf den neuesten Stand der Technik bringt.

Die umfangreichen Unified-Messaging-Applikationen, basierend auf Outlook, sind in alle Windows-Applikationen nahtlos integriert. Die von Nextira One implementierte UC-Lösung ermöglicht Computer Telephony Integration (CTI), wodurch die Mitarbeiter direkt per Mausklick Anrufe tätigen können. Weiters werden Voice Mails als Standard-E-Mails in Outlook empfangen. Mithilfe von Advanced-Routing-Funktionen können die Rufe kalenderbasiert (Outlook) an das entsprechende Endgerät oder an die Vertretung weitergeleitet werden.

Oliver Kleboth, Leiter der Nextira-One-Vertriebsdirektion Vorarlberg: „Zuverlässige Kommunikation ist von größter Wichtigkeit, besonders wenn es um Gesundheitsfürsorge geht. Das Vertrauen, das uns der AKS für die Umsetzung dieses Projekts entgegengebracht hat, unterstreicht unsere Rolle als führender Integrator für VoIP-Telefonie und Unified Communications.“

www.alcatel-lucent.at

Informationsgewinn für Städter

Die Grazer Stadtverwaltung managt mehr als 50 Terabyte Daten via Business Intelligence.

Gerade in einer Stadtverwaltung ist es wichtig, Informationen einfach, schnell und aktuell auf Knopfdruck parat zu haben.

Die Stadt Graz hat sich deshalb im Rahmen einer umfangreichen Evaluierung für eine Business-Intelligence-Lösung von IBM Cognos entschieden, die kontinuierlich erweitert wird. Ausschlaggebend dafür waren Benutzerfreundlichkeit – auch für Nicht-Datenbank-Administratoren –, die raschen Einsatzmöglichkeiten auf bestehenden Datenquellen und die Flexibilität der Werkzeuge.

Prompte Analyse

Mehr als 50 Terabyte Daten speichert die kommunale Verwaltung in ihren zentralen Systemen. Die Herausforderung besteht darin, diese entsprechend aufbereitet zugänglich zu machen.

Heute wird Cognos in den unterschiedlichsten Bereichen eingesetzt und unterstützt unter anderem im Sozialbereich die Planung und das Controlling. Budgetzahlen und Fallzahlen aus den operativen Systemen sind sekunden- oder tagesaktuell verfügbar. Auch das Projekt „Sozialraumorientierung“ des Magistratsbereichs „Jugend und Familie“ wird von Cognos unterstützt. Die 17 Grazer Bezirke wurden hierbei in vier Sozialräume unterteilt und bieten die Leistungen der Jugendwohlfahrt jetzt dezentral an. Die Planung der Budgetierung, die Analysen der Fallzahlen einschließlich der räumlichen Zuordnung sind nunmehr möglich. Vergleichbare Projekte in Deutschland müssen sich mit Schätzungen begnügen. So etwa beanspruchte die Erstellung der Budgetvorschau im Jugendwohlfahrtsbereich früher eini-

ge Wochen Zeit. Jetzt steht die Info innerhalb von Sekunden zur Verfügung. Und das nicht nur für das Vorjahr, sondern für jeden beliebigen Zeitraum einschließlich einer Vorschau auf die nächsten zwölf Monate.

Auch die Bevölkerungsentwicklungen (Auswertungen von Altersjubilaren, Analysen der zu erwartenden Schuleinschreiber, Entwicklung der anwesenden Bevölkerung zu monatlichen Stichtagen nach diversen Sprengelzuteilungen) sowie generelle Wohnsitzentwicklungen (Anrainer/Wohnsitzinformationen, Entwicklungen der EU-Bürger in diversen Stadtbezirken, Gemeinderatswahlberechtigte ab 16 Jahren, Wahllokalkonzeption) werden über Cognos administriert.

Der Einsatz von Cognos in der Stadtverwaltung hat sich für Graz bewährt. Der Aufwand im Bereich Informationsgewinn-



Die Stadt Graz setzt bei ihrer Informationsverwaltung auf ein umfassendes Business-Intelligence-System. Fotos: Photos.com

nung hat sich massiv reduziert, viele Bereiche wurden neu erschlossen. Was früher mühsam von der IT ausgewertet werden musste, steht heute in kürzester Zeit aktuell, im gewünschten Format und bedarfsgerecht auch für Standardnutzer zur Verfügung. Für Planung und

Controlling sind aktuelle Zahlen jederzeit abrufbar, was eine effiziente, effektive Verwaltung unterstützt. Die Integration in die Microsoft-Office-Welt mit GO-Office sowie die Einbindung von Geoinformationen kompletieren das Gesamtangebot. www.ibm.at

Special Innovation

Finanzierungshilfe für Krisenzeiten

Aufgrund der wirtschaftlich angespannten Lage verlangt der IKT-Markt nach proaktivem Vorgehen. Ein IT-Leistungsanbieter hilft Firmen mit maßgeschneiderten Mietservices für moderne Technologielösungen.

Sonja Gerstl

Wirtschaftlich turbulente Zeiten wie diese lassen wohl kaum jemanden unbeeindruckt. Wenn das Geld knapp wird, besteht aber auch die Gefahr, dringend notwendige Investments in moderne Kommunikationsnetze bis auf Weiteres zu verschieben.

Der Haken daran: Derlei „Sparmaßnahmen“ bringen mitunter erhebliche Wettbewerbsnachteile mit sich. Jutta Hanle, Unternehmenssprecherin von Kapsch Business Com: „Wir kennen aufgrund unserer Marktnähe die Probleme, die derzeit bei vielen Unternehmen mit Investitionsentscheidungen einhergehen. Durch das Beteiligungsunternehmen Kapsch Financial Services sind wir in der Lage, mit einer großen Bandbreite von Finanzierungsmöglichkeiten auf jeden Kunden und dessen spezifische Bedürfnisse einzugehen.“

In Raten planen

Schon heute betreut Kapsch Financial Services rund 5500 Mietkunden von Kapsch Business Com. „Bei Telefonanlagen sind Mietmodelle schon lange üblich, jetzt werden diese auch für Netzwerke und Notebooks interessant“, beschreibt Christian Perger, Geschäftsführer von Kapsch Financial Services, den neuen Trend. Abgesehen von bilanzpolitischen Aspekten spricht oft auch die ehrliche Gesamtkostenbetrachtung dafür. „Wenn Kunden Geräte zu lange verwenden, steigen die Wartungskosten stark an“, so Perger. „Regelmäßige Raten sind auch leichter planbar als einmalige Investitionen.“

Während Leasing-Varianten bei Firmenfuhrparks längst üblich sind, denken noch immer wenige Klein- und Mittelständler an die Möglichkeiten des Technologie-Leasings, etwa für Notebooks. Der Vorteil: Nach drei Jahren werden die Geräte getauscht, das Unternehmen

ist so immer auf dem neuesten Stand der Technologie.

Steht bei einem Kunden von Kapsch eine wesentliche Erweiterung oder Erneuerung seines Systems an, können auch Sale-and-Lease-Back oder Lease-Extension-Varianten zum Einsatz kommen. Damit kann einer kurzfristigen zusätzlichen Investitionsbelastung entgegengewirkt werden. Bei Sale-and-Lease-Back wird eine bereits integrierte Lösung von Kapsch in Verbindung mit einer Systemerweiterung zurückgekauft und an den Kunden rückvermietet. Dadurch können weitere Finanzmittel frei gemacht werden. Bei der Lease Extension verlängert sich die Leasing-Laufzeit für die



Gerade in wirtschaftlich angespannten Zeiten ist es für viele kleine und mittelständische Unternehmen nicht immer einfach, Geld für Investitionen frei zu machen.

gesamte erweiterte Lösung, das heißt bei gleichbleibender oder nur geringfügig höherer monatlicher Belastung kann der Kunde trotzdem seine Erweiterung

durchführen. So ist es Firmen möglich, auf dem neuesten Technologiestand zu bleiben. Auf diese Finanzierungshilfe zurückgreifen können auch Un-

ternehmen mit kleinem Budget. 3000-Euro-Projekte werden ebenfalls ohne Bearbeitungsgebühr abgewickelt.

www.kapsch.net

Online-Portal mit Mehrwert

Das Krankenhaus der Elisabethinen in Linz setzt auf umfassende Patienteninformation.

Das Krankenhaus der Elisabethinen in Linz behandelt im Jahr rund 1500 Patienten mit Nierenleiden. Um die Betroffenen rasch über ihre Untersuchungsergebnisse zu informieren, entwickelte T-Systems gemeinsam mit dem Krankenhaus ein Portal für Patientinnen und Patienten mit chronischem Nierenleiden. Das Portal bietet eine einfache Übersicht über Laborbefunde, die nächsten Untersuchungstermine und die Medikation.

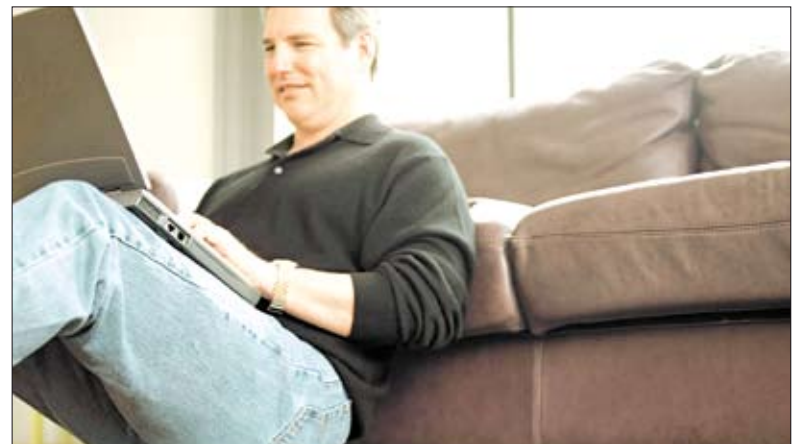
Rascher Zugriff

„Das im Linzer Krankenhaus der Elisabethinen implementierte Nierenportal zeigt, wie technische Innovation und Patientenbetreuung sinnvoll zusammengeführt werden können. Besonders erfreulich und patientenorientiert ist dieses Portal auch, weil es sich hier um Patientinnen und Patienten mit einer großen Eigenständigkeit und einem großen Gesundheitsbeziehungsweise Krankenver-

ständnis handelt“, ist Franz Harnoncourt, ärztlicher Direktor im Krankenhaus der Elisabethinen in Linz, überzeugt. „Die Einführung eines Nierenportals ist eine konkrete, positive Umsetzung von E-Health in den klinischen Alltag und den Alltag der Patientenbetreuung.“

Die Patienten können ihre Befunde nunmehr von zu Hause aus abrufen. Dafür legt das Krankenhaus einen individuellen Patientenzugang an und vergibt ein Passwort, das per E-Mail zugeschickt wird. Zusammen mit der Sozialversicherungsnummer bekommt der Patient über eine verschlüsselte Seite Einsicht in bereits erhaltene Befunde, über kommende Termine und gegebenenfalls über notwendige Aktivitäten.

T-Systems entwickelte die Lösung weiter: Patienten werden per einer kurzen SMS benachrichtigt, sobald neue Befunde abrufbar sind. „Bisher waren vor allem Patienten nach



Laborbefunde, Arzttermine und Medikation lassen sich einfach von zu Hause aus via Computer abrufen. Fotos: Photos.com

Nierentransplantationen darauf angewiesen, wesentliche Informationen wie Blutwerte von immunsuppressiven Medikamenten, Laborwerte und Therapievorschreibungen am Tag nach dem Ambulanzbesuch telefonisch zu erfragen. Über das Nierenportal kann nun jeder Patient bequem von zu Hause aus am Tag nach dem Ambulanz-

besuch seinen Arztbrief lesen, ausdrucken und mit dem Hausarzt besprechen. Dies stellt einen großen Schritt in Richtung Patientensicherheit und Service dar“, beschreibt Rainer Oberbauer, Nephrologie-Primar im Krankenhaus der Elisabethinen in Linz, den Nutzen des Portals. *sog*

www.t-systems.at

Partner für Ärzte und Patienten

Moderne Technologien bieten im Gesundheitsbereich noch ein enormes Potenzial für Verbesserung von medizinischer Versorgung, effizientere Gestaltung von Abläufen und Beschleunigung des Informationsflusses.

Gerhard Scholz

Eine aktuelle EU-Studie signalisiert Handlungsbedarf: In Sachen Vertrauen, das Ärztinnen und Ärzte den Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT) und deren Nutzen im Gesundheitsbereich entgegenbringen, rangiert Österreich unter den 29 untersuchten EU-Staaten an vorletzter Stelle. Sie haben Bedenken, dass E-Health-Anwendungen wie ELGA, die elektronische Gesundheitsakte, einen erhöhten Verwaltungsaufwand mit sich brächten und mit Sicherheitsrisiken verbunden seien.

Hochleistungsdatennetz

Dabei nutzen rund 4500 niedergelassene Ärzte seit Jahren das Datennetz der Medizin, kurz DaMe, mit dessen Aufbau Telekom Austria bereits 1996 begonnen hat. Über das DaMe werden jährlich rund vier Mio. Befunde von Arzt zu Arzt und von den Labors zu den Ärzten elektronisch übertragen.

Für die flächendeckende Einführung der E-Card hat Telekom Austria ein Hochleistungsnetz installiert, das die Basisversorgung aller Ärzte und Spitäler in Österreich sicherstellt. Dieses Netz steht künftig auch für andere Anwendungen von ELGA zur Verfügung.

Pilotversuch Arztbrief

In einem nächsten Schritt soll es darum gehen, die Kommunikation zwischen Spital und niedergelassenem Arzt durch elektronischen Dokumentenaustausch zu vereinfachen. So könnte der Pflegeentlassungsbrief des Spitals dem Arzt elektronisch übermittelt werden. Ein Probelauf findet derzeit zwischen dem Klinikum Wels-Grieskirchen und rund 30 zuweisenden Ärzten statt. Der Arzt seinerseits könnte Überweisungen automatisch transferieren. In beiden Fällen können auch Befundbilder und

weitere medizinische Informationen mitgeschickt werden.

Durch die Einbindung der Apotheken könnte auch eine standardisierte E-Medikation der rund 110 Mio. Medikamentenpackungen geschaffen werden, die jährlich in Österreich ausgegeben werden. Der Arzt erhält dann sofort eine Statusmeldung, welche Medikamente der Patient bereits erhält, der Apotheker kann neue Medikamente auf Kontraindikationen zu bestehenden überprüfen.

Und was das Thema „Sicherheit“ anlangt: Zugang zu ELGA haben – neben dem Patienten – ausschließlich eindeutig identifizierte Gesundheitsdienstleister im unmittelbaren Behandlungs-



Durch die elektronische Vernetzung von Spitalern, Ärzten und Apotheken könnte der Datenaustausch zwischen diesen Gesundheitsdienstleistern wesentlich vereinfacht werden. Foto: Photos.com

zusammenhang, wenn der Patient das wünscht. Der Zugang zu ELGA ist nur über gesicherte Netzwerke möglich; alle Zugriffe werden protokolliert.

Eine große Sorge der Ärzte ist die Frage der Haftung. Befunde und Bilder müssen bis zu 30 Jah-

re lang aufbewahrt werden, ein Zeitraum, der für viele Ärzte ein Problem darstellt. Liegen die Daten allerdings in elektronischer Form vor, können sie in redundanten Rechenzentren von Telekom Austria gespeichert werden, und die Ärzte ersparen

sich Investitionen in zusätzliche Speicherkapazitäten.

Schon an diesen wenigen Beispielen wird deutlich, welch enormes Potenzial für das Gesundheitswesen in modernen Technologien schlummert.

www.business.telekom.at

Erich Marecek: „Es geht darum, alle Anbieter von Gesundheitsdiensten wie Spitäler, Ärzte und Apotheken miteinander zu vernetzen, um die Qualität der medizinischen Versorgung zu steigern“, erklärt der Gesundheitsmarkt-Manager von Telekom Austria.

Die hinter den Kulissen werken

economy: E-Health und Telekom Austria – da sehen die meisten Menschen nicht sofort eine Verbindung.

Erich Marecek: Weil wir in diesem Bereich von der Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt hinter den Kulissen agieren. Ein Beispiel: Bei jedem Arztbesuch weist der Patient heute seine E-Card vor. Die Infrastruktur, also das Hochleistungsdatennetz dafür, stammt von uns. Wer also die E-Card nutzt, nutzt damit auch ein Service von Telekom Austria.

Welche zukünftigen Möglichkeiten sehen Sie für die elektronische Gesundheitsakte?

ELGA ist kein Produkt, sondern eine Philosophie. Es geht darum, letztlich alle Anbieter von Gesundheitsdiensten wie Spitäler, Ärzte und Apotheken miteinander zu vernetzen, um die Qualität der medizinischen

Versorgung zu steigern und die Prozesse effizienter und kostengünstiger zu gestalten.

Wie sieht es mit der Akzeptanz moderner Technologien auf Patientenseite aus?

Wir waren auch überrascht, aber aktuelle Studien belegen, dass fast 80 Prozent aller Österreicherinnen und Österreicher zwischen 50 und 70 Jahren überzeugt sind, dass Informationstechnologien die Lebensqualität im Alter erhöhen können. Um möglichst lange ein eigenständiges und selbstbestimmtes Leben in den eigenen vier Wänden führen zu können, würden 70 Prozent gerne auf technische Hilfsmittel zurückgreifen.

Welche Services können Sie für diesen Heimbereich anbieten?

Ich gebe Ihnen ein Beispiel. Gemeinsam mit der Volkshilfe Steiermark und der Firma Zy-

dacron haben wir das Pilotprojekt „Videofon“ gestartet. Auf Knopfdruck können die pflegebedürftigen Patienten den Kontakt zu ihren Betreuern in der Volkshilfe Pflegezentrale herstellen und mit ihnen sprechen. Mittels einer Kamera können auch Videobilder übertragen werden. Das Videofon verbindet mittels einer Set-Top-Box den Fernsehapparat der Patienten mit der Pflegezentrale. Es ist genauso einfach zu bedienen wie ein TV-Gerät. In weiterer Folge können auch Diagnosegeräte für Blutdruck, Blutzucker et cetera angeschlossen und die Messwerte elektronisch übermittelt werden.

Auch da geht es also um den Austausch von Informationen?

Ja, ebenso wie beim multimedialen Krankenbett im Spital. Mit TV, Internet und Telefon bietet es Unterhaltung, gibt

dem Patienten über Video aber auch Informationen über bevorstehende Behandlungen und Therapien. Ärzte und Pflegepersonal können direkt am Krankenbett Patientendaten eingeben und abrufen. *gesch*

Zur Person



Erich Marecek ist Manager im Bereich Business Development bei Telekom Austria. Foto: Telekom Austria

Wir finden Millionen



Die Profis von **Xerox Global Services** sorgen beim Dokumentenmanagement in Ihrem Unternehmen für beeindruckende Prozessoptimierungen und Kosteneinsparungen. Das Ergebnis: deutliche Wertschöpfung und verbesserte Profitabilität. **There's a new way to look at it.**

Der Dokumentenfluss von digital zu Papier und wieder zurück kostet Unternehmen alljährlich Millionen. Wir von Xerox Global Services durchleuchten Ihre Prozessabwicklung und optimieren sie durch neue Technologien und eine bessere Zusammenarbeit von Mitarbeitern und Ressourcen. Beispielsweise werden Workflow und Technologie-

Kompatibilität in Ihrem gesamten Unternehmen genauestens analysiert, um maßgeschneiderte Lösungen zu finden: Consulting, Systemintegration, Digitalisierung, Inhaltsverwaltung und Outsourcing. Wenn Sie ein komplettes Portfolio unserer Serviceleistungen und Fallstudien wünschen, besuchen Sie gleich heute unsere Website xerox.at

xerox.at 0800 21 85 33



Wir haben nicht das Geringste gegen bewährte Methoden. Aber wer eins und eins zusammen zählen kann, der setzt vor allem bei der Unternehmenskommunikation auf zukunftssichere Instrumente: Auf Lösungen, Infrastrukturen und Applikationen von Kapsch BusinessCom. Denn wir beherrschen das große Einmaleins moderner IT und Telekommunikation: Kommunikation in komplexen Netzwerkarchitekturen. Simultan mit vielen Gesprächspartnern. Weltweit, flexibel, unabhängig von Ort und Zeit. Das Zauberwort heißt „Unified Communications“. Und hier sind wir führend in Österreich und „Always one step ahead“, wenn es darum geht, Lösungen zu realisieren, die sich für Unternehmen rechnen | www.kapsch.net

kapsch >>>
always one step ahead

Wer damit noch Bilanzen erstellt,
darf zu unseren Kommunikationsnetzwerken
auch „Telefonanlage“ sagen.

>>> Kapsch BusinessCom

